Kant.

7
a

13860[a]
57[a]

J. Kant's
sämmtliche kleine Schriften.

Nach der Zeitfolge geordnet.

Vierter Band.

Erste Abtheilung.

Königsberg und Leipzig.
1798.

NB. Um die Besitzer der 3 ersten Bände dieser kleinen Schriften nicht länger auf diesen 4n B. warten zu lassen, sieht man sich genöthigt, denselben in 2 Abtheilungen zu liefern.

Inhalt

des ersten Bandes.

Seite

Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte rc. 1746. 8. 1

Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels rc. 1755. 8. 295

Inhalt
des zweiten Bandes.

Seite

Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens, welches ꝛc. 1756. 8. 1

Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren. 1762. 8. 113

Versuch den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. 1763. 8. 153

Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseyns Gottes 1763. 8. 145

Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. 1764. 8. 289

Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral. 1764. 8. *) 479

Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik. 1766. 8. 379

*) Von dieser Abhandlung lautet bey Meusel der Titel so: Ueber die Existenz in metaphysischen Wissenschaften.

Inhalt.

des dritten Bandes.

Seite

Von der Form und den Prinzipien der Sinnen- und Verstandeswelt. 1770. 8. 1

Von den verschiedenen Racen der Menschen. 1777. 8. 81

Kants und Lamberts gelehrter Briefwechsel. 1781. 8. 91

Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. 1784. 8. 131

Beantwortung der Frage: was ist Aufklärung? 1784. 8. 159

Ueber die Vulkane im Monde. 1785. 8. 173

Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks. 1785. 8. 199

Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace. 1785. 8. 531

Recension von Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 1785. 4. 207

Recension von Hufelands Versuch über den Grundsatz des Naturrechts. 1785. 4. 239

Muth-

Inhalt.

Seite

Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte. 1786. 8. 245

Was heißt sich im Denken orientiren? 1786. 8. 275

Einige Bemerkungen zu Jakobs Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden. 1786. 8. 305

Ueber den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie. 1788. 8. 317

Ueber das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee. 1791. 8. 385

Ueber den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig seyn ꝛc. 1793. 8. 417

Das Ende aller Dinge. 1795. 8. 491

Zu Sömmerring über das Organ der Seele. 1796. 8. 559

Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie. 1796. 8. 569

Ausgleichung eines auf Mißverstand beruhenden mathematischen Streits. 1796. 8. 609

Inhalt
des vierten Bandes.

	Seite
Betrachtungen über das Fundament der Kräfte und die Methoden, welche die Vernunft rc. 1784. 8.	99
Etwas über den Einfluß des Mondes auf die Witterung. 1794. 8.	81
Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractats zum ewigen Frieden rc. 1796. 8.	1
Ueber ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen. 1797. 8.	23
Erklärung auf Hrn. Schlettweins Herausforderung rc. 1797. 8.	33
Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz rc. 1797. 8.	37
Von der Buchmacherey. 1798. 8.	139

Verkündigung

des

nahen Abschlusses eines Tractats

zum

ewigen Frieden in der Philosophie.

Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie.

Erster Abschnitt.

Frohe Aussicht zum nahen ewigen Frieden.

Von der untersten Stufe der lebenden Natur des Menschen bis zu seiner höchsten, der Philosophie.

Chrisipp sagt in seiner stoischen Kraftsprache*): „Die Natur hat dem Schwein statt Sal„zes eine Seele beigegeben, damit es nicht ver-

*) Cicer. de nat. deor. lib. 2. sect. 160.

verfaule". Das ist nun die unterste Stufe der Natur des Menschen vor aller Kultur, nehmlich der bloß thierische Instinkt. — Es ist aber, als ob der Philosoph hier einen Wahrsagerblick in die physiologischen Systeme unserer Zeit geworfen habe; nur daß man itzt, statt des Worts Seele, das der Lebenskraft zu brauchen beliebt hat (woran man auch Recht thut: weil von Wirkung gar wohl auf eine Kraft, die sie hervorbringt, aber nicht sofort auf eine besonders zu dieser Art Wirkung geeignete Substanz geschlossen werden kann), das Leben aber in der Einwirkung reizender Kräfte (dem Lebensreiz) und dem Vermögen auf reizende Kräfte zurückzuwirken (dem Lebensvermögen) setzt, und denjenigen Menschen gesund nennt, in welchem ein proporzionirlicher Reiz weder eine übermäßige noch eine gar zu geringe Wirkung hervorbringt: indem widrigenfalls die animalische Operation der Natur in eine chemische übergehen werde, welche Fäulniß zur Folge hat, so daß, nicht (wie man sonst glaubte) die Fäulniß aus und nach dem Tode, sondern der Tod aus der vorhergehenden Fäulniß erfolgen müsse. — Hier wird nun die Natur im Menschen noch vor seiner Menschheit, also in ihrer Allgemeinheit, so wie sie im Thier thätig ist, um nur Kräfte zu entwickeln, die nachher der Mensch nach Freiheitsgesetzen anwenden kann, vorgestellt; diese Thätigkeit aber und ihre Erregung ist nicht praktisch, sondern nur noch mechanisch.

A.

Von den physischen Ursachen der Philosophie des Menschen.

Abgesehen von der den Menschen vor allen anderen Thieren auszeichnenden Eigenschaft des Selbstbewußtseyns, welcher wegen er ein vernünftiges Thier ist (dem auch, wegen der Einheit des Bewußtseyns, nur eine Seele beigelegt werden kann); so wird der Hang: sich dieses Vermögens zum Vernünfteln zu bedienen, nach gerade methodisch, und zwar bloß durch Begriffe, zu vernünfteln, d. i. zu philosophiren; darauf sich auch polemisch mit seiner Philosophie an Andern zu reiben, d. i. zu disputiren, und weil das nicht leicht ohne Affekt geschieht, zu Gunsten seiner Philosophie zu zanken, zuletzt in Masse gegen einander (Schule gegen Schule als Heer gegen Heer) vereinigt offenen Krieg zu führen; — dieser Hang, sage ich, oder vielmehr Drang, wird als eine von den wohlthätigen und weisen Veranstaltungen der Natur angesehen werden müssen, wodurch sie das große Unglück lebendigen Leibes zu verfaulen, von den Menschen abzuwenden sucht.

Von der physischen Wirkung der Philosophie.

Sie ist die Gesundheit (status salubritatis) der Vernunft, als Wirkung der Philosophie. — Da aber die menschliche Gesundheit (nach dem Obigen ein unaufhörliches Erkranken und Wie-

dergenesen ist, so ist es mit der bloßen Diät der praktischen Vernunft (etwa einer Gymnastik derselben noch nicht abgemacht, um das Gleichgewicht, welches Gesundheit heißt und auf einer Haaresspitze schwebt, zu erhalten; sondern die Philosophie muß (therapeutisch) als Arzeneimittel (materia medica) wirken, zu dessen Gebrauch dann Dispensatorien und Aerzte (welche letztere aber auch allein diesen Gebrauch zu verordnen berechtigt sind) erfordert werden: wobei die Polizei darauf wachsam seyn muß, daß zunftgerechte Aerzte und nicht bloße Liebhaber sich anmaßen anzurathen, welche Philosophie man studiren solle, und so in einer Kunst von der sie nicht die ersten Elemente kennen, Pfuscherei treiben.

Ein Beispiel von der Kraft der Philosophie, als Arzeneimittels, gab der stoische Philosoph Posidonius durch ein an seiner eigenen Person gemachtes Experiment in Gegenwart des großen Pompejus (Cicer. tusc. quaest. lib. 2, sect. 61): indem er durch lebhafte Bestreitung der epikurischen Schule einen heftigen Anfall der Gicht überwältigte, sie in die Füße herabdemonstrirte, nicht zu Herz und Kopf hingelangen ließ, und so von der unmittelbaren physischen Wirkung der Philosophie, welche die Natur durch sie beabsichtigt (die leibliche Gesundheit), den Beweis gab, indem er über den Satz deklamirte daß der Schmerz nichts Böses sey *).

Von

*) Im Lateinischen läßt sich die Zweideutigkeit in den Ausdrücken das Uebel (malum) und das

Von dem Schein der Unvereinbarkeit der Philosophie mit dem beharrlichen Friedenszustande derselben.

Der Dogmatism (z. B. der Wolfischen Schule) ist ein Polster zum Einschlafen, und

---

das Böse (pravum), leichter als im Griechischen verhüten. — In Ansehung des Wohlseyns und der Uebel (der Schmerzen) steht der Mensch (so wie alle Sinnenwesen) unter dem Gesetz der Natur, und ist bloß leidend; in Ansehung des Bösen (und Guten) unter dem Gesetz der Freiheit. Jenes enthält das, was der Mensch leidet; dieses, was er freiwillig thut. — In Ansehung des Schicksals ist der Unterschied zwischen rechts und links (fato vel dextro vel sinistro), ein bloßer Unterschied im äußeren Verhältniß des Menschen. In Ansehung seiner Freiheit aber und dem Verhältniß des Gesetzes zu seinen Neigungen, ist es ein Unterschied im Inneren desselben. — Im ersteren Fall wird das Gerade dem Schiefen (rectum obliquo), im zweiten das Gerade dem Krummen, Verkrüppelten (rectum pravo s. varo, obtorto) entgegengesetzt.

Daß der Lateiner ein unglückliches Ereigniß auf die linke Seite stellt, mag wohl daher

das Ende aller Belebung, welche letztere gerade das Wohlthätige der Philosophie ist. — Der Skeptizism, welcher, wenn er vollendet daliegt, das gerade Widerspiel des ersteren ausmacht, hat nichts, womit er auf die regsame Vernunft Einfluß ausüben kann; weil er Alles ungebraucht zur Seite legt. — Der Moderatism, welcher auf die Halbscheid ausgeht, in der subjektiven Wahrscheinlichkeit den Stein der Weisen zu finden meint, und durch Anhäufung vieler isolirten Gründe (deren keiner für sich beweisend ist) den Mangel des zureichenden Grundes zu ersetzen wähnt, ist gar keine Philosophie; und mit diesem Arzeneimittel (der Doxologie) ist es wie mit Pesttropfen oder dem Venedigschen Theriak bewandt: daß sie wegen des gar zu vielen Guten was in ihnen rechts und links aufgegriffen wird, zu nichts gut sind.

Von

kommen, weil man mit der linken Hand nicht so gewandt ist, einen Angrif abzuwehren als mit der rechten. Daß aber bei den Augurien, wenn der Auspex sein Gesicht dem so genannten Tempel (in Süden) zugekehrt hatte, er den Blitzstrahl der zur Linken geschah, für glücklich ausgab: scheint zum Grunde zu haben, daß der Donnergott, der dem Auspex gegen über gedacht wurde, seinen Blitz alsdann in der Rechten führt.

Von der wirklichen Vereinbarkeit der kritischen Philosophie mit einem beharrlichen Friedenszustande derselben.

Kritische Philosophie ist diejenige, welche nicht mit den Versuchen Systeme zu bauen oder zu stürzen, oder gar nur (wie der Moderatism) ein Dach ohne Haus zum gelegentlichen Unterkommen auf Stützen zu stellen, sondern von der Untersuchung der Vermögen der menschlichen Vernunft (in welcher Absicht es auch sey), Eroberung zu machen anfängt, und nicht so ins Blaue hinein vernünftelt, wenn von Philosophemen die Rede ist, die ihre Beläge in keiner möglichen Erfahrung haben können. — Nun giebt es doch Etwas in der menschlichen Vernunft, was uns durch keine Erfahrung bekannt werden kann, und doch seine Realität und Wahrheit in Wirkungen beweiset, die in der Erfahrung dargestellt, also auch (und zwar nach einem Prinzip a priori) schlechterdings können geboten werden. Dieses ist der Begrif der Freiheit, und das von dieser abstammende Gesetz des kategorischen, d. i. schlechthin gebietenden, Imperativs. — Durch dieses bekommen Ideen, die für die bloß spekulative Vernunft völlig leer seyn würden, ob wir gleich durch diese zu ihnen, als Erkenntnißgründen unseres Endzwecks, unvermeidlich hingewiesen werden, eine obzwar nur moralisch-praktische Realität: nehmlich uns so zu verhalten, als ob ihre Gegenstände (Gott und Unsterblichkeit) die man also in jener (praktischer) Rücksicht postuliren darf, gegeben wären.

 Die-

Diese Philosophie, welche ein immer (gegen die, welche verkehrterweise Erscheinungen mit Sachen an sich selbst verwechseln) bewafneter, eben dadurch auch die Vernunftthätigkeit unaufhörlich begleitender, bewafneter Zustand ist, eröfnet die Aussicht zu einem ewigen Frieden unter den Philosophen, durch die Ohnmacht der theoretischen Beweise des Gegentheils einerseits, und durch die Stärke der praktischen Gründe der Annehmung ihrer Prinzipien andererseits; — zu einem Frieden, der überdem noch den Vorzug hat, die Kräfte des durch Angriffe in scheinbare Gefahr gesetzten Subjekts immer rege zu erhalten, und so auch die Absicht der Natur, zu kontinuirlicher Belebung desselben und Abwehrung des Todesschlafs, durch Philosophie zu befördern.

* *
*

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, muß man den Ausspruch eines nicht bloß in seinem eigentlichen (dem mathematischen) Fache, sondern auch in vielen anderen vorzüglichen, mit einem thatenreichen immer noch blühenden Alter bekrönten Mannes, nicht für den eines Unglücksboten, sondern als einen Glückwunsch auslegen, wenn er den Philosophen einen über vermeinte Lorbeern gemächlich ruhenden Frieden gänzlich abspricht *); indem ein solcher freilich die

---

*) Auf ewig ist der Krieg vermieden,
Befolgt man was der Weise spricht;
Dann halten alle Menschen Frieden,
Allein die Philosophen nicht.

Kästner.

die Kräfte nur erschlaffen, und den Zweck der Natur in Absicht der Philosophie, als fortwährenden Belebungsmittels zum Endzweck der Menschheit, nur vereiteln würde; wogegen die streitbare Verfassung noch kein Krieg ist, sondern diesen vielmehr durch ein entschiedenes Uebergewicht der praktischen Gründe über die Gegengründe zurückhalten, und so den Frieden sichern kann und soll.

B.

Hyperphysische Grundlage des Lebens des Menschen zum Behuf einer Philosophie desselben.

Vermittelst der Vernunft ist der Seele des Menschen ein Geist (Mens, νους) beigegeben, damit er nicht ein bloß dem Mechanism der Natur und ihren technisch-praktischen, sondern auch ein der Spontaneität der Freiheit und ihren moralisch-praktischen Gesetzen angemessenes Leben führe. Dieses Lebensprincip gründet sich nicht auf Begriffen des Sinnlichen, welche insgesammt zuförderst (vor allem prakti-schen Vernunftgebrauch) Wissenschaft, d. i. theoretisches Erkenntniß voraussetzen, sondern es geht zunächst und unmittelbar von einer Idee des Uebersinnlichen aus, nehmlich der Freiheit, und vom moralischen, kategorischen Imperativ, welcher diese uns allererst kund macht; und begründet so eine Philosophie, deren Lehre nicht etwa (wie Mathematik) ein gu-

tes

tes Instrument (Werkzeug zu beliebigen Zwecken) mithin bloßes Mittel, sondern die sich zum Grundsatze zu machen an sich selbst Pflicht ist.

Was ist Philosophie, als Lehre, die unter allen Wissenschaften das größte Bedürfniß der Menschen ausmacht?

Sie ist das, was schon ihr Name anzeigt: Weisheitsforschung. Weisheit aber ist die Zusammenstimmung des Willens zum Endzweck (dem höchsten Gut); und da dieser, so fern er erreichbar ist, auch Pflicht ist, und umgekehrt, wenn er Pflicht ist, auch erreichbar seyn muß, ein solches Gesetz der Handlungen aber moralisch heißt: so wird Weisheit für den Menschen nichts anders, als das innere Prinzip des Willens der Befolgung moralischer Gesetze seyn, welcherley Art auch der Gegenstand desselben seyn mag; der aber jederzeit übersinnlich seyn wird: weil ein durch einen empirischen Gegenstand bestimmter Wille wohl eine technisch-praktische Befolgung einer Regel, aber keine Pflicht (die ein nicht physisches Verhältniß ist) begründen kann.

Von den übersinnlichen Gegenständen unserer Erkenntniß.

Sie sind Gott, Freiheit, und Unsterblichkeit. — 1) Gott, als das allver-

verpflichtende Wesen; 2) Freiheit, als Vermögen des Menschen die Befolgung seiner Pflichten (gleich als göttlicher Gebote) gegen alle Macht der Natur zu behaupten; 3) Unsterblichkeit, als ein Zustand, in welchem dem Menschen sein Wohl oder Weh in Verhältniß auf seinen moralischen Werth zu Theil werden soll. — Man sieht, daß sie zusammen gleichsam in der Verkettung der drey Sätze eines zu rechnenden Vernunftschlusses stehen; und da ihnen, eben darum weil sie Ideen des Uebersinnlichen sind, keine objektive Realität in theoretischer Rücksicht gegeben werden kann, so wird, wenn ihnen gleichwohl eine solche verschaft werden soll, sie ihnen nur in praktischer Rücksicht, als Postulaten *) der moralisch-prak-

*) Postulat ist ein a priori gegebener, keiner Erklärung seiner Möglichkeit (mithin auch keines Beweises) fähiger, praktischer Imperativ. Man postulirt also nicht Sachen, oder überhaupt das Daseyn irgend eines Gegenstandes, sondern nur eine Maxime (Regel) der Handlung eines Subjekts. — Wenn es nun Pflicht ist zu einem gewissen Zweck (dem höchsten Gut) hinzuwirken, so muß ich auch berechtigt seyn, anzunehmen: daß die Bedingungen da sind, unter denen allein diese Leistung der Pflicht möglich ist, obzwar dieselben übersinnlich sind, und wir (in theoretischer Rücksicht) kein Erkenntniß derselben zu erlangen vermögend sind.

praktischen Vernunft, zugestanden werden können.

Unter diesen Ideen führt also die mittlere, nehmlich die der Freiheit, weil die Existenz derselben in dem kategorischen Imperativ enthalten ist, der keinem Zweifel Raum läßt, die zwey übrigen in ihrem Gefolge bei sich; indem er das oberste Princip der Weisheit, folglich auch den Endzweck des vollkommensten Willens (die höchste mit der Moralität zusammenstimmende Glückseligkeit) voraussetzend, bloß die Bedingungen enthält, unter welchen allein diesem Genüge geschehen kann. Denn das Wesen welches die proporzionirte Austheilung allein zu vollziehen vermag, ist Gott; und der Zustand in welchem diese Vollziehung an vernünftigen Weltwesen allein jenem Endzweck völlig angemessen verrichtet werden kann, die Annahme einer schon in ihrer Natur begründeten Fortdauer des Lebens, d. i. die Unsterblichkeit. Denn wäre die Fortdauer des Lebens darinn nicht begründet, so würde sie nur Hofnung eines künftigen, nicht aber ein durch Vernunft (im Gefolge des moralischen Imperativs) nothwendig vorauszusetzendes künftiges Leben bedeuten.

Resultat.

Es ist also bloßer Mißverstand, oder Verwechselung moralisch-praktischer Principien der Sittlichkeit mit theoretischen, unter denen nur die ersteren in Ansehung des Uebersinnlichen Erkenntniß verschaffen können, wenn noch ein

Streit

Streit über das, was Philosophie als Weisheitslehre sagt, erhoben wird; und man kann von dieser, weil wider sie nichts Erhebliches mehr eingewandt wird und werden kann, mit gutem Grunde

den nahen Abschluß eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie verkündigen.

Zweiter Abschnitt.

Bedenkliche Aussicht zum nahen ewigen Frieden in der Philosophie.

Herr Schlosser, ein Mann von großem Schriftstellertalent und einer (wie man zu glauben Ursache hat) für die Beförderung des Guten gestimmten Denkungsart, tritt, um sich von der zwangsmäßigen, unter Auktorität stehenden Gesetzverwaltung in einer doch nicht unthätigen Musse zu erholen, unerwarteterweise auf den Kampfplatz der Metaphysik: wo es der Händel mit Bitterkeit weit mehr giebt, als in dem Felde, das er eben verlassen hatte. — Die kritische Philosophie, die er zu kennen glaubt, ob er zwar nur die letzten, aus ihr hervorgehenden Resultate angesehen hat, und die er, weil er die Schritte die dahin führen, nicht mit sorgfältigem Fleiße durchgegangen war, nothwendig mißverstehen mußte, empörte ihn, und so ward er flugs Lehrer „eines jungen Mannes, der (seiner Sage nach) die kritische Philosophie studiren wollte“,

ohne

ohne selbst vorher die Schule gemacht zu haben, um diesen ja davon abzurathen.

Es ist ihm nur darum zu thun, die Kritik der rein. Vern. wo möglich aus dem Wege zu räumen. Sein Rath ist, wie die Versicherung jener guten Freunde, die den Schaafen antrugen: wenn diese nur die Hunde abschaffen wollten, mit ihnen wie Brüder in beständigem Frieden zu leben. — Wenn der Lehrling diesem Rathe Gehör giebt, so ist er ein Spielzeug in der Hand des Meisters „seinen Geschmack (wie dieser sagt) durch die Schriftsteller des Alterthums (in der Ueberredungskunst, durch subjektive Gründe des Beifalls, statt Ueberzeugungsmethode, durch objektive) fest zu machen.“ Dann ist er sicher: jener werde sich Wahrheitsschein (verisimilitudo) für Wahrscheinlichkeit (probabilitas), und diese, in Urtheilen, die schlechterdings nur a priori aus der Vernunft hervorgehen können, sich für Gewißheit aufheften lassen. „Die rauhe barbarische Sprache der kritischen Philosophie“ wird ihm nicht behagen; da doch vielmehr ein schöngeisterischer Ausdruck, in die Elementarphilosophie getragen, daselbst für barbarisch angesehen werden muß. — Er bejammert es, daß „allen Ahnungen, Ausblicken aufs Uebersinnliche, jedem Genius der Dichtkunst, die Flügel abgeschnitten werden sollen“ (wenn es die Philosophie angeht!).

Die Philosophie in demjenigen Theile der die Wissenslehre enthält (in dem theoretischen), und der, ob sie zwar größtentheils auf

Beschränkung der Anmaßungen im theoretischen Erkenntniß gerichtet ist, doch schlechterdings nicht vorbeigegangen werden kann, sieht sich in ihrem praktischen eben sowohl genöthigt zu einer Metaphysik (der Sitten) als einem Inbegriff bloß formaler Principien des Freiheitsbegriffs, zurückzugehen, ehe noch vom Zweck der Handlungen (der Materie des Wollens) die Frage ist. — Unser antikritischer Philosoph überspringt diese Stufe, oder er verkennt sie vielmehr so gänzlich, daß er den Grundsatz welcher zum Probierstein aller Befugniß dienen kann: Handle nach einer Maxime, nach der du zugleich wollen kannst sie solle ein allgemeines Gesetz werden, völlig mißversteht, und ihm eine Bedeutung giebt, welche ihn auf empirische Bedingungen einschränkt, und so zu einem Kanon der reinen moralisch-praktischen Vernunft (dergleichen es doch einen geben muß) untauglich macht; wodurch er sich in ein ganz anderes Feld wirft; als wohin jener Kanon ihn hinweiset, und abentheuerliche Folgerungen herausbringt.

Es ist aber offenbar: daß hier nicht von einem Princip des Gebrauchs der Mittel zu einem gewissen Zweck (denn alsdenn wäre es ein pragmatisches, nicht ein moralisches Princip) die Rede sey; daß nicht, wenn die Maxime meines Willens, zum allgemeinen Gesetz gemacht der Maxime des Willens eines Anderen, sondern wenn sie sich selbst widerspricht (welches ich aus dem bloßen Begriffe, a priori, ohne alle Erfahrungsverhältnisse, z. B. „ob Gütergleich-

heit oder ob Eigenthum in meine Maxime aufgenommen werde?" nach dem Satz des Widerspruchs beurtheilen kann), dieses ein unfehlbares Kennzeichen der moralischen Unmöglichkeit der Handlung sey. — Bloße Unkunde, vielleicht auch etwas böser Hang zur Schikane, konnte diesen Angriff hervorbringen, welcher indeß der

Verkündigung eines ewigen Friedens in der Philosophie

nicht Abbruch thun kann. Denn ein Friedensbund der so beschaffen ist: daß, wenn man sich einander nur versteht, er auch sofort (ohne Kapitulation) geschlossen ist, kann auch für geschlossen, wenigstens dem Abschluß nahe, angekündigt werden.

* * *

Wenn auch Philosophie bloß als Weisheitslehre (was auch ihre eigentliche Bedeutung ist) vorgestellt wird, so kann sie doch auch als Lehre des Wissens nicht übergangen werden: sofern dieses (theoretische) Erkenntniß die Elementarbegriffe enthält, deren sich die reine Vernunft bedient; gesetzt, es geschähe auch nur um dieser ihre Schranken vor Augen zu legen. Es kann nun kaum die Frage von der Philosophie in der ersteren Bedeutung seyn: ob man frei und offen gestehen solle, was und woher man das in der That von ihrem Gegenstande (dem sinnlichen und übersinnlichen) wirklich wisse, oder in praktischer Rücksicht (weil die Anneh-

nehmung desselben dem Endzweck der Vernunft beförderlich ist) nur voraussetze?

Es kann seyn, daß nicht Alles wahr ist, was ein Mensch dafür hält (denn er kann irren); aber in Allem was er sagt, muß er wahrhaft seyn (er soll nicht täuschen): es mag nun seyn, daß sein Bekenntniß bloß innerlich (vor Gott) oder auch ein äußeres sey. — Die Uebertretung dieser Pflicht der Wahrhaftigkeit heißt die Lüge; weshalb es äußere aber auch eine innere Lüge geben kann: so daß beide zusammen vereinigt, oder auch einander widersprechend, sich ereignen können.

Eine Lüge aber, sie mag innerlich oder äusserlich seyn, ist zwiefacher Art: 1) wenn man das für wahr ausgiebt, dessen man sich doch als unwahr bewußt ist, 2) wenn man etwas für gewiß ausgiebt, wovon man sich doch bewußt ist, subjectiv ungewiß zu seyn.

Die Lüge („vom Vater der Lügen, durch den alles Böse in die Welt gekommen ist") ist der eigentliche faule Fleck in der menschlichen Natur; so sehr auch zugleich der Ton der Wahrhaftigkeit (nach dem Beispiel mancher chinesischen Krämer, die über ihre Laden die Aufschrift mit goldenen Buchstaben setzen: „allhier betrügt man nicht") vornehmlich in dem was das Uebersinnliche betrift, der gewöhnliche Ton ist. — Das Gebot: du sollst (und wenn es auch in der frömmsten Absicht wäre) nicht lügen, zum Grundsatz in die Philosophie als

eine Weisheitslehre innigst aufgenommen, würde allein den ewigen Frieden in ihr nicht nur bewirken, sondern auch in alle Zukunft sichern können.

Königsberg. J. Kant.

Ueber

Ueber ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen.

Ueber ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen.

In der Schrift: Frankreich, im Jahr 1797 Sechstes Stück, Nr. 1: Von den politischen Gegenwirkungen, von Benjamin Constant, ist Folgendes S. 123 enthalten.

„Der sittliche Grundsatz: es sey eine Pflicht „die Wahrheit zu sagen, würde, wenn man „ihn unbedingt und vereinzelt nähme, jede „Gesellschaft zur Unmöglichkeit machen. Den „Beweis davon haben wir in den sehr un„mittelbaren Folgerungen, die ein Deutscher „Philosoph aus diesem Grundsatze gezogen „hat, der so weit geht zu behaupten: daß „die Lüge gegen einen Mörder, der uns „fragte: ob unser von ihm verfolgter Freund

„sich nicht in unser Haus geflüchtet, ein Ver-
„brechen seyn würde *)."

Der Französische Philosoph widerlegt S. 124 diesen Grundsatz auf folgende Art. „Es ist eine „Pflicht, die Wahrheit zu sagen. Der Begriff „von Pflicht ist unzertrennbar von dem Begriff „des Rechts. Eine Pflicht ist, was bei einem „Wesen den Rechten eines anderen entspricht. „Da wo es keine Rechte giebt, giebt es keine „Pflichten. Die Wahrheit zu sagen, ist also „eine Pflicht; aber nur gegen denjenigen, wel-„cher ein Recht auf die Wahrheit hat. Kein „Mensch aber hat Recht auf eine Wahrheit die „Anderen schadet."

Das πρωτον ψευδος liegt hier in dem Satze: „Die Wahrheit zu sagen ist eine Pflicht, aber nur gegen denjenigen wel-

---

*) „J. D. Michaelis in Göttingen hat diese „seltsame Meinung noch früher vorgetragen „als Kant. Daß Kant der Philosoph sey „von dem diese Stelle redet, hat mir der Ver-fasser dieser Schrift selbst gesagt."
K. Fr. Cramer †).

†) Daß dieses wirklich an irgend einer Stelle, deren ich mich aber itzt nicht mehr besinnen kann, von mir gesagt worden, gestehe ich hiedurch.
J. Kant.

welcher ein Recht auf die Wahrheit hat."

Zuerst ist anzumerken, daß der Ausdruck: ein Recht auf die Wahrheit haben, ein Wort ohne Sinn ist. Man muß vielmehr sagen: der Mensch habe ein Recht auf seine eigene Wahrhaftigkeit (veracitas), d. i. auf subjective Wahrheit in seiner Person. Denn objectiv auf eine Wahrheit ein Recht haben, würde so viel sagen als: es komme, wie überhaupt beim Mein und Dein, auf seinen Willen an, ob ein gegebener Satz wahr oder falsch seyn solle; welches dann eine seltsame Logik abgeben würde.

Nun ist die erste Frage: ob der Mensch, in Fällen wo er einer Beantwortung mit Ja oder Nein nicht ausweichen kann, die Befugniß (das Recht) habe, unwahrhaft zu seyn. Die zweite Frage ist: ob er nicht gar verbunden sey, in einer gewissen Aussage, wozu ihn ein ungerechter Zwang nöthigt, um wahrhaft zu seyn, um eine ihn bedrohende Missethat an sich oder einem Anderen zu verhüten.

Wahrhaftigkeit in Aussagen die man nicht umgehen kann, ist formale Pflicht des Menschen gegen Jeden *), es mag ihm oder einem An-

*) Ich mag hier nicht den Grundsatz bis dahin schärfen, zu sagen: „Unwahrhaftigkeit ist Verletzung der Pflicht gegen sich selbst." Denn dieser

Andern daraus auch noch so großer Nachtheil erwachsen; und, ob ich zwar dem, welcher mich ungerechterweise zur Aussage nöthigt, nicht Unrecht thue, wenn ich sie verfälsche, so thue ich doch durch eine solche Verfälschung, die darum auch (obzwar nicht im Sinn des Juristen, Lüge genannt werden kann, im wesentlichsten Stücke der Pflicht überhaupt Unrecht: d. i. ich mache, so viel an mir ist, daß Aussagen (Deklarazionen) überhaupt keinen Glauben finden, mithin auch alle Rechte, die auf Verträgen gegründet werden, wegfallen und ihre Kraft einbüßen; welches ein Unrecht ist, das der Menschheit überhaupt zugefügt wird.

Die Lüge also, bloß als vorsetzlich unwahre Deklarazion gegen einen andern Menschen definirt, bedarf nicht des Zusatzes, daß sie einem Anderen schaden müsse; wie die Juristen es zu ihrer Definition verlangen (mendacium est falsiloquium in praejudicium alterius). Denn sie schadet jederzeit einem Anderen, wenn gleich nicht einem anderen Menschen, doch der Menschheit überhaupt, indem sie die Rechtsquelle unbrauchbar macht.

Diese

---

dieser gehört zur Ethik; hier aber ist von einer Rechtspflicht die Rede. — Die Tugendlehre sieht in jener Uebertretung nur auf die Nichtswürdigkeit, deren Vorwurf der Lügner sich selbst zuzieht.

Diese gutmüthige Lüge kann aber auch durch einen Zufall (casus) strafbar werden, nach bürgerlichen Gesetzen; was aber bloß durch den Zufall der Straffälligkeit entgeht, kann auch nach äußeren Gesetzen als Unrecht abgeurtheilt werden. Hast du nehmlich einen eben itzt mit Mordsucht Umgehenden durch eine Lüge an der That verhindert, so bist du für alle Folgen die daraus entspringen möchten, auf rechtliche Art verantwortlich. Bist du aber strenge bei der Wahrheit geblieben, so kann dir die öffentliche Gerechtigkeit nichts anhaben; die unvorhergesehne Folge mag seyn, welche sie wolle. Es ist doch möglich, daß, nachdem du dem Mörder, auf die Frage: ob der von ihm Angefeindete zu Hause sey, ehrlicherweise mit Ja geantwortet hast, dieser doch unbemerkt ausgegangen ist, und so dem Mörder nicht in den Wurf gekommen, die That also nicht geschehen wäre; hast du aber gelogen, und gesagt er sey nicht zu Hause, und er ist auch wirklich (obzwar dir unbewußt) ausgegangen, wo denn der Mörder ihm im Weggehen begegnete und seine That an ihm verübte: so kannst du mit Recht als Urheber des Todes desselben angeklagt werden. Denn hättest du die Wahrheit, so gut du sie wußtest, gesagt: so wäre vielleicht der Mörder über dem Nachsuchen seines Feindes im Hause von herbeigelaufenen Nachbarn ergriffen, und die That verhindert worden. Wer also lügt, so gutmüthig er dabei auch gesinnt seyn mag, muß die Folgen davon, selbst vor dem bürgerlichen Gerichtshofe, verantworten und dafür büßen: so unvorhergesehen

sehen sie auch immer seyn mögen; weil Wahrhaftigkeit eine Pflicht ist, die als die Basis aller auf Vertrag zu gründenden Pflichten angesehn werden muß, deren Gesetz, wenn man ihr auch nur die geringste Ausnahme einräumt, schwankend und unnütz gemacht wird.

Es ist also ein heiliges, unbedingt gebietendes, durch keine Konvenienzen einzuschränkendes Vernunftgebot: in allen Erklärungen wahrhaft (ehrlich) zu seyn.

Wohldenkend und zugleich richtig ist hiebei Hrn. Constants Anmerkung über die Verschreiung solcher strenger und sich vorgeblich in unausführbare Ideen verlierender; hiemit aber verwerflicher Grundsätze. — „Jedesmal (sagt er S. 123 „unten) wenn ein als wahr bewiesener Grundsatz unanwendbar scheint, so kömmt es daher, „daß wir den mittlern Grundsatz nicht „kennen der das Mittel der Anwendung ent„hält." Er führt (S. 121) die Lehre von der Gleichheit als den ersten, die gesellschaftliche Kette bildenden Ring an: „Daß (S. 122) nehm„lich kein Mensch anders als durch solche Ge„setze gebunden werden kann, zu deren Bildung „er mit beigetragen hat. In einer sehr ins „Enge zusammengezogenen Gesellschaft, kann „dieser Grundsatz auf unmittelbare Weise ange„wendet werden, und bedarf, um ein gewöhn„licher zu werden, keines mittleren Grundsatzes. „Aber in einer sehr zahlreichen Gesellschaft, muß „man einen neuen Grundsatz zu demjenigen „noch hinzufügen, den wir hier anführen. Die„ser

„ser mittlere Grundsatz ist: daß die Einzelnen „zur Bildung der Gesetze entweder in eigener „Person oder durch Stellvertreter beitra„gen können. Wer den ersten Grundsatz auf „eine zahlreiche Gesellschaft anwenden wollte, „ohne den mittleren dazu zu nehmen, würde „unfehlbar ihr Verderben zuwege bringen. Al„lein dieser Umstand, der nur von der Unwis„senheit oder Ungeschicklichkeit des Gesetzgebers „zeugte, würde nichts gegen den Grundsatz be„weisen." — Er beschließt S. 125 hiemit: „Ein „als wahr anerkannter Grundsatz muß also nie„mal verlassen werden: wie anscheinend auch „Gefahr dabey sich befindet." [Und doch hatte der gute Mann den unbedingten Grundsatz der Wahrhaftigkeit, wegen der Gefahr, die er für die Gesellschaft bei sich führe, selbst verlassen; weil er keinen mittleren Grundsatz entdecken konnte der diese Gefahr zu verhüten diente, und hier auch wirklich keiner einzuschieben ist.]

Wenn man die Namen der Personen, so wie sie hier aufgeführt werden, beibehalten will: so verwechselte „der Französische Philosoph" die Handlung wodurch Jemand einem Anderen schadet (nocet), indem er die Wahrheit, deren Geständniß er nicht umgehen kann, sagt, mit derjenigen wodurch er diesem Unrecht thut (laedit). Es war bloß ein Zufall (casus) daß die Wahrhaftigkeit der Aussage dem Einwohner des Hauses schadete, nicht eine freie That (in juridischer Bedeutung). Denn aus seinem Rechte, von einem Anderen zu fordern, daß er Ihm zum Vortheil lügen solle, würde ein aller

Ge-

Gesetzmäßigkeit widerstreitender Anspruch folgen. Jeder Mensch aber hat nicht allein ein Recht, sondern sogar die strengste Pflicht zur Wahrhaftigkeit in Aussagen, die er nicht umgehen kann: sie mag nun ihm selbst oder Andern schaden. Er selbst thut also hiemit dem, der dadurch leidet, eigentlich nicht Schaden, sondern diesen verursacht der Zufall. Denn Jener ist hierin gar nicht frei, um zu wählen; weil die Wahrhaftigkeit (wenn er einmal sprechen muß) unbedingte Pflicht ist. — Der „Deutsche Philosoph" wird also den Satz (S. 124): „Die Wahrheit zu sagen ist eine Pflicht, aber nur gegen denjenigen welcher ein Recht auf die Wahrheit hat," nicht zu seinem Grundsatze annehmen: erstlich wegen der undeutlichen Formel desselben, indem Wahrheit kein Besitzthum ist, auf welchen dem Einen das Recht verwilligt, Anderen aber verweigert werden könne; dann aber vornehmlich, weil die Pflicht der Wahrhaftigkeit (als von welcher hier allein die Rede ist) keinen Unterschied zwischen Personen macht, gegen die man diese Pflicht haben, oder gegen die man sich auch von ihr lossagen könne, sondern weil es unbedingte Pflicht ist, die in allen Verhältnissen gilt.

Um nun von einer Metaphysik des Rechts (welche von allen Erfahrungsbedingungen abstrahirt) zu einem Grundsatze der Politik (welcher diese Begriffe auf Erfahrungsfälle anwendet), und vermittelst dieses zur Auflösung einer Aufgabe der letzteren, dem allgemeinen Rechtsprincip gemäß, zu gelangen: wird der

Philo-

Philosoph 1) ein Axiom d. i. einen apodiktisch gewissen Satz, der unmittelbar aus der Definizion des äußern Rechts (Zusammenstimmung der Freiheit eines Jeden mit der Freiheit von Jedermann nach einem allgemeinen Gesetze) hervorgeht, 2) ein Postulat (des äußeren öffentlichen Gesetzes, als vereinigten Willens Aller nach dem Princip der Gleichheit, ohne welche keine Freiheit von Jedermann Statt haben würde, 3) ein Problem geben, wie es anzustellen sey, daß in einer noch so großen Gesellschaft dennoch Eintracht nach Principien der Freiheit und Gleichheit erhalten werde (nehmlich vermittelst eines repräsentativen Systems); welches dann ein Grundsatz der Politik seyn wird, deren Veranstaltung und Anordnung nun Dekrete enthalten wird, die, aus der Erfahrungserkenntniß der Menschen gezogen, nur den Mechanism der Rechtsverwaltung, und wie dieser zweckmäßig einzurichten sey, beabsichtigen. — Das Recht muß nie der Politik, wohl aber die Politik jederzeit dem Recht angepaßt werden.

„Ein als wahr anerkannter (ich setze hinzu: a priori anerkannter, mithin apodiktischer) Grundsatz muß niemal verlassen werden, wie anscheinend auch Gefahr sich dabey befindet,“ sagt der Verfasser. Nur muß man hier nicht die Gefahr (zufälligerweise) zu schaden, sondern überhaupt Unrecht zu thun verstehen: welches geschehen würde, wenn ich die Pflicht der Wahrhaftigkeit, die gänzlich unbedingt ist und in Aussagen die oberste rechtliche Bedingung ausmacht, zu einer bedingten und noch andern

Rück-

Rücksichten untergeordneten mache; und, obgleich ich durch eine gewisse Lüge in der That niemanden Unrecht thue, doch das Prinzip des Rechts in Ansehung aller unumgänglich nothwendigen Aussagen überhaupt verletze (formaliter, obgleich nicht materialiter, Unrecht thue): welches viel schlimmer ist, als gegen irgend Jemanden eine Ungerechtigkeit begehn, weil eine solche That nicht eben immer einen Grundsatz dazu im Subjecte voraussetzt.

Der, welcher die Anfrage, die ein Anderer an ihn ergehen läßt: ob er in seiner Aussage, die er itzt thun soll, wahrhaft seyn wolle oder nicht? nicht schon mit Unwillen über den gegen ihn hiemit geäußerten Verdacht, er möge auch wohl ein Lügner seyn, aufnimmt, sondern sich die Erlaubniß ausbittet, sich erst auf mögliche Ausnahmen zu besinnen, ist schon ein Lügner (in potentia); weil er zeigt, daß er die Wahrhaftigkeit nicht für Pflicht an sich selbst anerkenne, sondern sich Ausnahmen vorhält, von einer Regel, die ihrem Wesen nach keiner Ausnahme fähig ist, weil sie sich in dieser geradezu selbst widerspricht.

Alle rechtlich-praktische Grundsätze müssen strenge Wahrheit enthalten, und die hier sogenannten mittleren können nur die nähere Bestimmung ihrer Anwendung auf vorkommende Fälle (nach Regeln der Politik), aber niemals Ausnahmen von jenen enthalten; weil diese die Allgemeinheit vernichten, derentwegen allein sie den Namen der Grundsätze führen.

Er-

E r k l å r u n g

auf Hrn. Schlettweins Herausforderung

in einem Briefe

von Greifswalde, den 11. Mai 1797.

Erklärung.

In einem Briefe datirt von Greifswalde den 11. Mai 1797, der sich durch seinen seltsamen Ton sonderbar ausnimmt, und gelegentlich dem Publikum mitgetheilt werden soll, *) muthet mir Hr. Johann August Schlettwein zu, mich mit Ihm in einen Briefwechsel über die kritische Philosophie einzulassen; zu welchem Behuf schon verschiedene Briefe über mancherlei Punkte derselben bei Ihm fertig lägen; wobei er denn zugleich erklärt: „er glaube im Stande zu seyn, mein ganzes philosophisches System, soweit es mein eigenes ist, beides den theoretischen und praktischen Theilen nach, völlig umzustürzen;" welchen Versuch gemacht zu sehen jedem Freunde der Philosophie lieb und angenehm seyn wird. Was aber die Art dieses auszuführen betrifft, nehmlich durch einen mit mir darüber anzustellenden Briefwechsel (schriftlich oder gedruckt), so muß ich Ihm darauf kurz antworten: Hieraus wird nichts. Denn es ist ungereimt, etwas, was Jahre lang fortgehen muß, um mit Einwürfen und Beantwortungen nur erträglich fortzurücken, einem Manne in seinem 74sten Jahre, wo das sarcinas colligere wohl das Angelegenste ist, anzusinnen.

Die Ursache aber, warum ich diese Erklärung, die ich ihm schon schriftlich gethan habe, hier öffentlich thue, ist: weil, da der Brief quaest. deutlich auf Publizität angelegt ist, und daher jener Anschlag mündlich verbreitet werden dürfte, diejenigen, welche ein solcher Streit in-

 ter-

*) s. Berl. Blätter Septbr. 1797.

tereſſirt, ſonſt mit leeren Erwartungen hinge-
halten werden würden.

Da indeß Hr. Schlettwein ſeinen Vorſatz des Umſtürzens, mithin auch des Sturmlaufens, wahrſcheinlich in Maſſe (wie er ſich denn auf Alliirte zu verlaſſen ſcheint), dieſer Schwierigkeit wegen vermuthlich nicht aufgeben wird, ihm aber nach dieſer meiner Erklärung an meiner Perſon ein Hauptgegner abgeht; ſo fragt er mit weiſer Vorſicht an: „welcher unter den Streitern wohl meine Schriften, wenigſtens die Hauptpunkte derſelben, wirklich verſteht wie ich ſolche verſtanden wiſſen will.“ — Ich antworte darauf unbedenklich: es iſt der würdige Hofprediger und ordentliche Profeſſor der Mathematik allhier, Hr. Schulz; deſſen Schriften über das kritiſche Syſtem, unter dem Titel: „Prüfung u. ſ. w.“ Hr. Schlettwein hierüber nur nachzuſehen hat.

Nur bedinge ich mir hiebei aus, anzunehmen: daß ich ſeine (des Hrn. Hofpredigers) Worte nach dem Buchſtaben, nicht nach einem vorgeblich darin liegenden Geiſt (da man in daſſelbe hineintragen kann, was Einem gefällt), brauche. Was andere mit eben denſelben Ausdrücken für Begriffe zu verbinden gut gefunden haben mögen, geht mich, und den gelehrten Mann, auf den ich kompromittire, nichts an; den Sinn aber, den dieſer damit verbindet, kann man aus dem Gebrauch deſſelben im Zuſammenhange des Buchs nicht verfehlen.

Und nun mag die Fehde, bei der es dem Angreifenden an Gegnern nicht fehlen kann, immer angehen.

Von der

Macht des Gemüths

durch

den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn.

Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn.

Ein Antwortschreiben an Hrn. Hofrath und Professor Hufeland *).

Daß meine Danksagung, für das den 12ten Dec. 1796. an mich bestellte Geschenk, Ihres lehrreichen und angenehmen Buchs „von der Kunst

*) Ich übersendete mein Buch Hrn. Prof Kant, um ihm einen Beweis der Verehrung zu geben, die gewiß jeder denkende Mensch diesem Weisen zollt, zugleich aber um ihn vielleicht zu veranlassen, über einige darin enthaltene und für das philosophische Tribunal gehörige Ideen nachzudenken, wodurch ich unsrer Kunst zugleich einen Vortheil zu verschaffen hoffte.
Ich

Kunst das menschliche Leben zu verlängern;" selbst auf ein langes Leben berechnet gewesen seyn dürfte, mochten Sie vielleicht aus dem Datum dieser meiner Antwort vom Januar dieses Jahres zu schließen Ursache haben; wenn das Altgewordenseyn nicht schon die öftere Vertagung (procrastinatio) wichtiger Beschlüsse bey sich führete, dergleichen doch wohl der des Todes ist, welcher sich immer zu früh für

---

Ich freue mich ungemein, meinen Wunsch erfüllt zu sehen, und hier meinen Lesern mehrere dadurch veranlaßte Ideen und Entwickelungen mittheilen zu können, die für jeden denkenden Arzt höchst interessant seyn müssen, und die zugleich über die individuelle geistige und körperliche Diätetik dieses großen Mannes sehr lehrreiche Notizen ertheilen. Was einige für mich zu schmeichelhafte Ausdrücke darin betrifft, so bitte ich zu bedenken, daß sie in einem an mich geschriebenen Briefe vorkommen, und ich hoffe dadurch jedem Vorwurf zu entgehen, die mir darüber gemacht werden könnten, daß ich sie stehen ließ, welches ich um so weniger verhindern konnte, da sonst der ganze Sinn hie und da verlohren gegangen wäre, auch ich überdieß offenherzig gestehe, daß ich nicht ein Wort auszustreichen wage, was ein Kant geschrieben hat.

d. H.

für uns anmeldet, und den man warten zu lassen an Ausreden unerschöpflich ist.

Sie verlangen von mir „ein Urtheil über „Ihr Bestreben das Physische im Menschen mo„ralisch zu behandeln; den ganzen, auch physi„schen, Menschen als ein auf Moralität berech„netes Wesen darzustellen und die moralische „Kultur als unentbehrlich zur physischen Vollen„dung der überall nur in der Anlage vorhande„nen Menschennatur zu zeigen, und setzen hin„zu: wenigstens kann ich versichern, daß es „keine vorgefaßte Meynungen waren, sondern „ich durch die Arbeit und Untersuchung selbst „unwiderstehlich in diese Behandlungsart hinein „gezogen wurde.“ — Eine solche Ansicht der Sache verräth den Philosophen, nicht den bloßen Vernunftkünstler; einen Mann, der nicht allein, gleich einem der Directoren des Französischen Convents, die von der Vernunft verordneten Mittel der Ausführung (technisch), wie sie die Erfahrung darbietet, zu seiner Heilkunde mit Geschicklichkeit, sondern, als gesetzgebendes Glied im Corps der Aerzte, aus der reinen Vernunft hernimmt, welche zu dem, was hilft, mit Geschicklichkeit, auch das, was zugleich an sich Pflicht ist, mit Weisheit zu verordnen weiß: so, daß moralisch-practische Philosophie zugleich eine Universalmedizin abgiebt, die zwar nicht Allen für Alles hilft, aber doch in keinem Recepte mangeln kann.

Dieses Universalmittel betrift aber nur die Diätetik, d. i. es wirkt nur negativ, als

Kunst, Krankheiten abzuhalten. Dergleichen Kunst aber setzt ein Vermögen voraus, das nur Philosophie, oder der Geist derselben, den man schlechthin voraussetzen muß, geben kann. Auf diesen bezieht sich die oberste diätetische Aufgabe, welche in dem Thema enthalten ist:

Von der Macht des Gemüths des Menschen über seine krankhafte Gefühle durch den bloßen festen Vorsatz Meister zu seyn.

Die, die Möglichkeit dieses Ausspruchs bestätigenden Beyspiele, kann ich nicht von der Erfahrung Anderer hernehmen, sondern zuerst nur von der an mir selbst angestellten; weil sie aus dem Selbstbewußtseyn hervorgeht und sich nachher allererst Andere fragen läßt: ob es nicht auch sie eben so in sich wahrnehmen. — Ich sehe mich also genöthigt, mein Ich laut werden zu lassen; was im dogmatischen Vortrage *) Unbescheidenheit verräth; aber Verzeihung

*) Im dogmatisch-practischen Vortrage, z. B. derjenigen Beobachtung seiner selbst, die auf Pflichten abzweckt, die Jedermann angehen, spricht der Canzelredner nicht durch Ich, sondern Wir. In dem erzählenden aber, der Privatempfindung (der Beichte, welche der Patient seinem Arzte ablegt), oder eigener Erfahrung an sich selbst, muß er durch Ich reden.

hung verdient, wenn es nicht gemeine Erfahrung, sondern ein inneres Experiment oder Beobachtung betrifft, welche ich zuerst an mir selbst angestellt haben muß, um etwas, was nicht jedermann von selbst, und ohne darauf geführt zu seyn, beyfällt, zu seiner Beurtheilung vorzulegen. — Es würde tadelhafte Anmaßung seyn, Andere mit der inneren Geschichte meines Gedankenspiels unterhalten zu wollen, welche zwar subjective Wichtigkeit (für mich) aber keine objective (für Jedermann geltende) enthielten. Wenn aber dieses Aufmerken auf sich selbst und die daraus hervorgehende Wahrnehmung nicht so gemein ist, sondern, daß jeder dazu aufgefordert werde, eine Sache ist, die es bedarf und verdient, so kann dieser Uebelstand mit seinen Privatempfindungen Andere zu unterhalten wenigstens verziehen werden.

Ehe ich nun mit dem Resultat meiner, in Absicht auf Diätetik angestellten, Selbstbeobachtung aufzutreten wage, muß ich noch etwas über die Art bemerken, wie Herr **Hufeland** die Aufgabe der **Diätetik** d. i. der Kunst stellt, Krankheiten **vorzubeugen**, im Gegensatz mit der **Terapevtik**, sie zu **heilen**.

Sie heißt ihm „die Kunst das menschliche Leben zu verlängern.“

Er nimmt seine Benennung von demjenigen her, was die Menschen am sehnsüchtigsten wünschen, ob es gleich vielleicht weniger wünschenswerth seyn dürfte. Sie möchten zwar gern zwey

Wün-

Wünsche zugleich thun: nämlich lange zu leben und dabey gesund zu seyn; aber der erstere Wunsch hat den letzteren nicht zur nothwendigen Bedingung: sondern er ist unbedingt. Laßt den Hospitalkranken Jahre lang auf seinem Lager leiden und darben und ihn oft wünschen hören, daß ihn der Tod je eher je lieber von dieser Plage erlösen möge; Glaubt ihm nicht, es ist nicht sein Ernst. Seine Vernunft sagt es ihm zwar vor, aber der Naturinstinct will es anders. Wenn er dem Tode als seinem Befreyer (Iovi liberatori), winkt, so verlangt er doch immer noch eine kleine Frist und hat immer irgend einen Vorwand zur Vertagung (procrastinatio) seines peremtorischen Decrets. Der in wilder Entrüstung gefaßte Entschluß des Selbstmörders, seinem Leben ein Ende zu machen, macht hievon keine Ausnahme: denn er ist die Wirkung eines bis zum Wahnsinn exaltirten Affects. — Unter den zwey Verheissungen für die Befolgung der Kindespflicht („auf daß dir es wohlgehe und du lange lebest auf Erden") enthält die letztere die stärkere Triebfeder, selbst im Urtheile der Vernunft, nämlich als Pflicht, deren Beobachtung zugleich verdienstlich ist.

Die Pflicht das Alter zu ehren gründet sich nämlich eigentlich nicht auf die billige Schonung, die man den Jüngeren gegen die Schwachheit der Alten zumuthet: denn die ist kein Grund zu einer ihnen schuldigen Achtung. Das Alter will also noch für etwas Verdienstliches angesehen werden; weil ihm eine Verehrung

ehrung zugestanden wird. Also, nicht etwa weil Nestorjahre zugleich durch viele und lange Erfahrung erworbene Weisheit, zu Leitung der jüngeren Welt, bey sich führen, sondern blos weil, wenn nur keine Schande dasselbe befleckt hat, der Mann, welcher sich so lange erhalten hat, d. i. der Sterblichkeit, als dem demüthigendsten Ausspruch der über ein vernünftiges Wesen nur gefällt werden kann („du bist Erde und sollst zur Erde werden") so lange hat ausweichen und gleichsam der Unsterblichkeit hat abgewinnen können, weil, sage ich, ein solcher Mann sich so lange lebend erhalten und zum Beyspiel aufgestellt hat.

Mit der Gesundheit, als dem zweyten natürlichen Wunsche, ist es dagegen nur mißlich bewandt. Man kann sich gesund fühlen, (aus dem behaglichen Gefühl seines Lebens urtheilen) nie aber wissen, daß man gesund sey. Jede Ursache des natürlichen Todes ist Krankheit: man mag sie fühlen oder nicht. — Es giebt viele, von denen, ohne sie eben verspotten zu wollen, man sagt, daß sie für immer kränkeln nie krank werden können; deren Diät ein immer wechselndes Abschweifen und wieder Einbeugen ihrer Lebensweise ist, und die es im Leben, wenn gleich nicht den Kraftäusserungen, doch der Länge nach, weit bringen. Wie viel aber meiner Freunde oder Bekannten habe ich nicht überlebt, die sich bey einer einmal angenommenen ordentlichen Lebensart einer völligen Gesundheit rühmten: indessen daß der Keim des Todes (die Krankheit) der Entwickelung na-

he,

he, unbemerkt in ihnen lag, und der, welcher sich gesund fühlte, nicht wußte daß er krank war; denn die Ursache eines natürlichen Todes kann man doch nicht anders als Krankheit nennen. Die Causalität aber kann man nicht fühlen, dazu gehört Verstand, dessen Urtheil irrig seyn kann; indessen daß das Gefühl untrüglich ist, aber nur dann, wenn man sich krankhaft fühlt, diesen Namen führt; fühlt man sich aber so auch nicht, doch gleichwohl in dem Menschen verborgenerweise und zur baldigen Entwickelung bereit liegen kann; daher der Mangel dieses Gefühls keinen andern Ausdruck des Menschen für sein Wohlbefinden verstattet, als daß er scheinbarlich gesund sey. Das lange Leben also, wenn man dahin zurücksieht, kann nur die genossene Gesundheit bezeugen und die Diätetik wird vor allem in der Kunst das Leben zu verlängern (nicht es zu genießen) ihre Geschicklichkeit oder Wissenschaft zu beweisen haben: wie es auch Herr Hufeland so ausgedruckt haben will.

Grundsatz der Diätetik.

Auf Gemächlichkeit muß die Diätetik nicht berechnet werden; denn diese Schonung seiner Kräfte und Gefühle ist Verzärtelung, d. i. sie hat Schwäche und Kraftlosigkeit zur Folge und ein allmähliges Erlöschen der Lebenskraft, aus Mangel der Uebung; so wie eine Erschöpfung derselben durch zu häufigen und starken Gebrauch derselben. Der Stoizism, als Prinzip der Diätik, (sustine et abstine),

ge-

gehört also nicht blos zur practischen Philosophie, als Tugendlehre, sondern auch zu ihr als Heilkunde. Diese ist alsdann philosophisch, wenn blos die Macht der Vernunft im Menschen, über seine sinnliche Gefühle durch einen sich selbst gegebenen Grundsatz Meister zu seyn, die Lebensweise bestimmt. Dagegen, wenn sie diese Empfindungen zu erregen oder abzuwehren die Hülfe ausser sich in körperlichen Mitteln (der Apotheke, oder der Chirurgie) sucht, sie blos empirisch und mechanisch ist.

Die Wärme, der Schlaf, die sorgfältige Pflege des nicht Kranken sind solche Verwöhnungen der Gemächlichkeit.

1. Ich kann, der Erfahrung an mir selbst gemäs, der Vorschrift nicht beystimmen: „man soll Kopf und Füße warm halten.“ Ich finde es dagegen gerathener beyde kalt zu halten (wozu die Russen auch die Brust zählen); gerade der Sorgfalt wegen, um mich nicht zu verkälten. — Es ist freylich gemächlicher im laulichen Wasser sich die Füße zu waschen, als es zur Winterszeit mit beynahe eiskaltem zu thun; dafür aber entgeht man dem Uebel der Erschlaffung der Blutgefäße in so weit vom Herzen entlegenen Theilen; welches im Alter oft eine nicht mehr zu hebende Krankheit der Füße nach sich zieht. — Den Bauch, vornemlich bey kalter Witterung, warm zu halten möchte eher zur diätetischen Vorschrift, statt der Gemächlichkeit gehören; weil er Gedärme in

sich schließt, die einen langen Gang hindurch einen nicht=flüßigen Stoff fortreiben sollen, wozu der sogenannte Schmachtriemen (ein breites den Unterleib haltendes und die Muskeln desselben unterstützendes Band) bey Alten, aber eigentlich nicht der Wärme wegen, gehört.

2. Lange oder (wiederholentlich, durch Mittagsruhe) viel schlafen ist freylich eben so viel Ersparniß am Ungemache, was überhaupt das Leben im Wachen unvermeidlich bey sich führt, und es ist wunderlich genug sich ein langes Leben zu wünschen, um es größtentheils zu verschlafen. Aber das, worauf es hier eigentlich ankömmt, dieses vermeynte Mittel des langen Lebens, die Gemächlichkeit, widerspricht sich in seiner Absicht selbst. Denn das wechselnde Erwachen und wieder Einschlummern in langen Winternächten, ist für das ganze Nervensystem lähmend, zermalmend und in täuschender Ruhe Krafterschöpfend: mithin die Gemächlichkeit hier eine Ursache der Verkürzung des Lebens. — Das Bett ist das Nest einer Menge von Krankheiten.

3. Im Alter sich zu pflegen oder pflegen zu lassen, blos um seine Kräfte, durch die Vermeidung der Ungemächlichkeit (z. B. des Ausgehens in schlimmen Wetter,) oder überhaupt die Uebertragung der Arbeit an Andere, die man selbst verrichten könnte, zu schonen, so aber das Leben zu verlängern, diese Sorgfalt bewirkt gerade das Widerspiel, nämlich das frühe Altwerden und Verkürzung des Lebens. — Auch daß sehr alt gewordene mehrentheils

verehelichte *) Personen gewesen wären, möchte schwer zu beweisen seyn **). — In einigen

*) Hierwider möchte ich doch die Beobachtung anführen: daß unvereheliche (oder jung verwittwete) alte Männer mehrentheils länger ein jugendliches Aussehen erhalten, als vereheliche, welches doch auf eine längere Lebensdauer zu deuten scheint. — Sollten wohl die letztern an ihren härteren Gesichtszügen den Zustand eines getragenen Jochs (davon conjugium), nämlich das frühere Altwerden verrathen, welches auf ein kürzeres Lebensziel hindeutet?

**) Ich habe mich bey Aufstellung dieses Grundsatzes blos durch die Erfahrung leiten lassen. Es stießen mir bey meinen Nachforschungen über das höchste Alter so viele Verheyrathete auf, daß ich dadurch zuerst aufmerksam gemacht wurde. Ich fand nemlich bey allen Alten (d. h. 120 – 160 Jährigen) fand ich durchaus gar keinen unverheyrathet; ja sie hatten alle mehrmals und größtentheils noch in den letzten Zeiten ihres Lebens geheyrathet. Dieß allein bewog mich zu den Vermuthungen von Einfluß der Zeugungskraft und des Ehestands aufs lange Leben, für die ich dann erst die theoretischen Gründe aufsuchte.

d. H.

nigen Familien ist das Altwerden erblich, und die Paarung in einer solchen kann wohl einen Familienschlag dieser Art begründen. Es ist auch kein übles politisches Princip zu Beförderung der Ehen, das gepaarte Leben als ein langes Leben anzupreisen; obgleich die Erfahrung immer verhältnißweise nur wenig Beyspiele davon an die Hand giebt, von solchen, die neben einander vorzüglich alt geworden sind; aber die Frage ist hier nur vom physiologischen Grunde des Altwerdens, wie es die Natur verfügt, nicht vom politischen, wie die Convenienz des Staats die öffentliche Meynung seiner Absicht gemäß gestimmt zu seyn verlangt — Uebrigens ist das Philosophiren, ohne darum eben Philosoph zu seyn, auch ein Mittel der Abwehrung mancher unangenehmer Gefühle und doch zugleich Agitation des Gemüths, welches in seine Beschäftigung ein Interesse bringt, das von äussern Zufälligkeiten unabhängig und eben darum, obgleich nur als Spiel, dennoch kräftig, und inniglich ist und die Lebenskraft nicht stocken läßt. Dagegen Philosophie, die ihr Interesse am Ganzen des Endzwecks der Vernunft (der eine absolute Einheit ist) hat, ein Gefühl der Kraft bey sich führt, welches die körperliche Schwächen des Alters in gewissem Maaße durch vernünftige Schätzung des Werths des Lebens wohl vergüten kann. — Aber neu sich eröffnende Aussichten zu Erweiterung seiner Erkenntnisse, wenn sie auch gerade nicht zur Philosophie gehörten, leisten doch auch eben dasselbe, oder etwas dem Aehnliches; und, so fern der Mathematiker hieran ein unmittel-

telbares Interesse (nicht als an einem Werkzeuge zu anderer Absicht) nimmt, so ist er in so fern auch Philosoph und genießt die Wohlthätigkeit einer solchen Erregungsart seiner Kräfte in einem verjüngten und ohne Erschöpfung verlängerten Leben.

Aber auch bloße Tändeleyen in einem sorgenfreyen Zustande leisten, als Surrogate, bey eingeschränkten Köpfen fast eben dasselbe, und, die mit Nichtsthun immer vollauf zu thun haben, werden gemeiniglich auch alt. Ein sehr bejahrter Mann fand dabey ein großes Interesse, daß die vielen Stutzuhren in seinem Zimmer immer nach einander, keine mit der andern zugleich, schlagen mußten; welches ihn und den Uhrmacher den Tag über genug beschäftigte, und dem letztern zu verdienen gab. Ein Anderer fand in der Abfütterung und Kur seiner Sangvögel hinreichende Beschäftigung, um die Zeit zwischen seiner eigenen Abfütterung und dem Schlaf auszufüllen. Eine alte begüterte Frau fand diese Ausfüllung am Spinnrade, unter dabey eingemischten unbedeutenden Gesprächen, und klagte daher in ihrem sehr hohen Alter, gleich als über den Verlust einer guten Gesellschaft, daß, da sie nunmehr den Faden zwischen den Fingern nicht mehr fühlen könnte, sie für langer Weile zu sterben Gefahr liefe.

Doch, damit mein Discurs über das lange Leben Ihnen nicht auch lange Weile machen und eben dadurch gefährlich werde, will ich

ich der Sprachseligkeit, die man als einen Fehler des Alters zu belächlen, wenn gleich nicht zu schelten pflegt, hiemit Grenzen setzen.

1.

Von der Hypochondrie.

Die Schwäche, sich seinen krankhaften Gefühlen überhaupt, ohne ein bestimmtes Object, muthlos zu überlassen (mithin ohne den Versuch zu machen über sie durch die Vernunft Meister zu werden — die Grillenkrankheit (hypochondria vaga) *) welche gar keinen bestimmten Sitz im Körper hat und ein Geschöpf der Einbildungskraft ist, und daher auch die dichtende heißen könnte — wo der Patient alle Krankheiten, von denen er in Büchern liest, an sich zu bemerken glaubt, ist das gerade Widerspiel jenes Vermögens des Gemüths über seine krankhafte Gefühle Meister zu seyn, nämlich Verzagtheit, über Uebel, welche Menschen zustoßen könnten, zu brüten, ohne, wenn sie kämen, ihnen widerstehen zu können; eine Art von Wahnsinn, welchem freylich wohl irgend ein Krankheitsstoff (Blähung oder Verstopfung) zum Grunde liegen mag, der aber nicht unmittelbar, wie er den Sinn afficirt, gefühlt, son-
dern

*) Zum Unterschiede von der topischen (hypochondria intestinalis).

dern als bevorstehendes Uebel von der dichtenden Einbildungskraft vorgespiegelt wird; wo dann der Selbstquäler (heautontimorumenos) statt sich selbst zu ermannen, vergeblich die Hülfe des Arztes aufruft; weil nur er selbst, durch die Diätetik seines Gedankenspiels, belästigende Vorstellungen, die sich unwillkührlich einfinden und zwar von Uebeln, wider die sich doch nichts veranstalten ließe, wenn sie sich wirklich einstellten, aufheben kann. Von dem, der mit dieser Krankheit behaftet, und so lange er es ist, kann man nicht verlangen, er solle seiner krankhaften Gefühle durch den bloßen Vorsatz Meister werden. Denn, wenn er dieses könnte, so wäre er nicht hypochondrisch. Ein vernünftiger Mensch statuirt keine solche Hypochondrie: sondern, wenn ihm Beängstigungen anwandeln, die in Grillen, d. i. selbst ausgedachte Uebel ausschlagen wollen, so fragt er sich, ob ein Object derselben da sey. Findet er keines, welches gegründete Ursache zu dieser Beängstigung abgeben kann, oder sieht er ein, daß, wenn auch gleich ein solches wirklich wäre, doch dabey nichts zu thun möglich sey, um seine Wirkung abzuwenden, so geht er mit diesem Anspruche seines inneren Gefühls zur Tagesordnung, d. i. er läßt seine Beklommenheit (welche alsdann blos topisch ist) an ihrer Stelle liegen (als ob sie ihm nichts angienge) und richtet seine Aufmerksamkeit auf die Geschäfte, mit denen er zu thun hat.

Ich habe wegen meiner flachen und engen Brust, die für die Bewegung des Herzens und

der Lunge wenig Spielraum läßt, eine natürliche Anlage zur Hypochondrie, welche in früheren Jahren bis an den Ueberdruß des Lebens gränzte. Aber die Ueberlegung, daß die Ursache dieser Herzbeklemmung vielleicht blos mechanisch und nicht zu heben sey, brachte es bald dahin, daß ich mich an sie gar nicht kehrte, und während dessen, daß ich mich in der Brust beklommen fühlte, im Kopf doch Ruhe und Heiterkeit herrschte, die sich auch in der Gesellschaft, nicht nach abwechselnden Launen (wie hypochondrische pflegen), sondern absichtlich und natürlich mitzutheilen nicht ermangelte. Und da man des Lebens mehr froh wird durch das, was man im freyen Gebrauch desselben thut, als was man genießt, so können Geistesarbeiten, eine andere Art von befördertem Lebensgefühl, den Hemmungen entgegensetzen, welche blos den Körper angehen. Die Beklemmung ist mir geblieben; denn ihre Ursache liegt in meinem körperlichen Bau. Aber über ihren Einfluß auf meine Gedanken und Handlungen bin ich Meister geworden, durch Abkehrung der Aufmerksamkeit von diesem Gefühle, als ob es mich gar nicht angienge.

2.

Vom Schlafe.

Was die Türken, nach ihren Grundsätzen der Prädestination, über die Mäßigkeit sagen: daß nämlich im Anfange der Welt jedem Menschen die Portion zugemessen worden, wieviel

er

er im Leben zu essen haben werde, und, wenn er sein beschieden Theil in großen Portionen verzehrt, er auf eine desto kürzere Zeit zu essen mithin zu seyn sich Rechnung machen könne: Das kann in einer Diätetik, als Kinderlehre (denn im Genießen müssen auch Männer von Aerzten oft als Kinder behandelt werden), auch zur Regel dienen: nämlich daß jedem Menschen von Anbeginn her vom Verhängnisse seine Portion Schlaf zugemessen worden, und der, welcher von seiner Lebenszeit in Mannsjahren zu viel (über das Drittheil) dem Schlafen eingeräumt hat, sich nicht eine lange Zeit zu schlafen d. i. zu leben und alt zu werden versprechen darf. — Wer dem Schlaf als süssen Genuß im Schlummern (der Siesta der Spanier) oder als Zeitkürzung (in langen Winternächten) vielmehr als ein Drittheil seiner Lebenszeit einräumt, oder ihm sich auch theilweise (mit Absätzen, nicht in einem Stück für jeden Tag, zumißt, verrechnet sich sehr in Ansehung seines Lebensquantum, theils dem Grade, theils der Länge nach. — Da nun schwerlich ein Mensch wünschen wird, daß der Schlaf überhaupt gar nicht Bedürfniß für ihn wäre, (woraus doch wohl erhellet, daß er das lange Leben als eine lange Plage fühlt; von dem so viel er verschlafen, eben so viel Mühseligkeit zu tragen er sich ersparet hat) so ist es gerathener, fürs Gefühl sowohl als für die Vernunft, dieses Genuß- und Thatleere Drittel ganz auf eine Seite zu bringen und es der unentbehrlichen Naturrestauration zu überlassen: doch mit

einer genauen Abgemessenheit der Zeit, von wo an und wie lange sie dauern soll.

Es gehört unter die krankhaften Gefühle zu der bestimmten und gewohnten Zeit nicht schlafen, oder auch sich nicht wach halten zu können; vornemlich aber das erstere; in dieser Absicht sich zu Bette zu legen und doch schlaflos zu liegen. — Sich alle Gedanken aus dem Kopf zu schlagen ist zwar der gewöhnliche Rath, den der Arzt giebt; aber sie, oder Andere an ihre Stelle, kommen wieder und erhalten wach. Es ist kein anderer diätetischer Rath, als beym inneren Wahrnehmen oder Bewußtwerden irgend eines sich regenden Gedanken, die Aufmerksamkeit davon sofort abzuwenden (gleich als ob man mit geschlossenen Augen diese auf eine andere Seite kehrte): wo dann durch das Abbrechen jedes Gedanken, den man inne wird, allmählig eine Verwirrung der Vorstellungen entspringt, dadurch das Bewußtseyn seiner körperlichen (äusseren) Lage aufgehoben wird und eine ganz verschiedene Ordnung, nämlich ein unwillkührliches Spiel der Einbildungskraft (das im gesunden Zustande der Traum ist) eintritt, in welchem, durch ein bewundernswürdiges Kunststück der thierischen Organisation, der Körper für die animalischen Bewegungen abgespannt, für die Vitalbewegung aber innigst agitirt wird und zwar durch Träume, die, wenn wir uns gleich derselben im Erwachen

chen nicht erinnern, gleichwohl nicht haben ausbleiben können: weil sonst bey gänzlicher Ermangelung derselben, wenn die Nervenkraft, die vom Gehirn, dem Sitze der Vorstellungen, ausgeht, nicht mit der Muskelkraft der Eingeweide vereinigt wirkte, das Leben sich nicht einen Augenblick erhalten könnte. Daher träumen vermuthlich alle Thiere wenn sie schlafen.

Jedermann aber, der sich zu Bette und in Bereitschaft zu schlafen gelegt hat, wird bisweilen, bey aller obgedachten Ablenkung seiner Gedanken, doch nicht zum Einschlafen kommen können. In diesem Fall wird er im Gehirn etwas Spastisches (Krampfartiges) fühlen, welches auch mit der Beobachtung gut zusammenhängt: daß ein Mensch gleich nach dem Erwachen etwa $\frac{1}{2}$ Zoll länger sey, als wenn er sogar im Bette geblieben und dabey nur gewacht hätte. — Da Schlaflosigkeit ein Fehler des schwächlichen Alters und die linke Seite überhaupt genommen die schwächere ist *) so fühl-

*) Es ist ein ganz unrichtiges Vorgeben, daß, was die Stärke im Gebrauch seiner äussern Gliedmaaßen betrifft, es blos auf die Uebung und wie man frühe gewöhnt worden, ankomme, welche von beyden Seiten des Körpers die stärkere oder schwächere seyn solle; ob im Gefechte mit dem rechten oder linken Arm der Säbel geführt, ob sich der Reiter im Steigbügel stehend

fühlte ich seit etwa einem Jahre diese krampfigte Anwandelungen und sehr empfindliche Reitze dieser Art (ob zwar nicht wirkliche und sichtbare Bewegungen der darauf afficirten Gliedmaßen als Krämpfe) die ich nach der Beschreibung anderer für gichtische Zufälle halten und dafür einen Arzt suchen mußte. Nun aber, aus Ungeduld, am Schlafen mich gehindert zu fühlen, griff ich bald zu meinem stoischen Mittel, meinen Gedanken mit Anstrengung auf irgend

ein

---

hend von der rechten zur linken oder umgekehrt aufs Pferd schwinge u. d. g. Die Erfahrung lehrt aber, daß, wer sich am linken Fuße Maas für seine Schuhe nehmen läßt, wenn der Schuh dem linken genau anpaßt, er für den rechten zu enge sey, ohne daß man die Schuld davon den Eltern geben kann, die ihre Kinder nicht besser belehrt hätten; so wie der Vorzug der rechten Seite vor der linken auch daran zu sehen ist, daß der, welcher über einen etwas tiefen Graben schreiten will, den linken Fuß ansetzt und mit dem rechten überschreitet; widrigenfalls er in den Graben zu fallen Gefahr läuft. Daß der preußische Infanterist geübt wird mit dem linken Fuße antreten, widerlegt jenen Satz nicht, sondern bestätigt ihn vielmehr; denn er setzt diesen voran, gleich als auf ein Hypomochlium, um mit der rechten Seite den Schwung des Angriffs zu machen, welchen er mit der rechten gegen die linke verrichtet.

ein von mir gewähltes gleichgültiges Object, was es auch sey, (z. B. auf den viel Nebenvorstellungen enthaltenden Namen Cicero) zu heften: mithin die Aufmerksamkeit von jener Empfindung abzulenken; dadurch diese dann, und zwar schleunig, stumpf wurden und so die Schläfrigkeit sie überwog, und dieses kann ich jederzeit, bey wiederkommenden Anfällen dieser Art in den kleinen Unterbrechungen des Nachtschlafs, mit gleich gutem Erfolg wiederholen. Daß aber dieses nicht etwa blos eingebildete Schmerzen waren, davon konnte mich die des andern Morgens früh sich zeigende glühende Röthe der Zehen des linken Fußes überzeugen. — Ich bin gewiß, daß viele gichtische Zufälle, wenn nur die Diät des Genusses nicht gar zu sehr dawider ist, ja Krämpfe und selbst epileptische Zufälle (nicht nur bey Weibern und Kindern, als die dergleichen Kraft des Vorsatzes nicht haben), auch wohl das für unheilbar verschriene Podogra bey jeder neuen Anwandlung desselben durch diese Festigkeit des Vorsatzes (seine Aufmerksamkeit von einem solchen Leiden abzuwenden) abgehalten und nach und nach gar gehoben werden könnte.

3.

Vom Essen und Trinken.

Im gesunden Zustande und der Jugend ist es das Gerathenste in Ansehung des Genusses der Zeit und Menge nach, blos den Appetit (Hun-

(Hunger und Durst) zu befragen; aber bey den mit dem Alter sich einfindenden Schwächen ist eine gewisse Angewohnheit einer geprüften und heilsam gefundenen Lebensart, nämlich wie man es einen Tag gehalten hat, es eben so alle Tage zu halten, ein diätetischer Grundsatz, welcher dem langen Leben am günstigsten ist, doch unter der Bedingung, daß diese Abfütterung für den sich weigernden Appetit die gehörige Ausnahmen mache. — Dieser nämlich weigert im Alter die Quantität des Flüssigen (Suppen oder viel Wasser zu trinken) vornemlich dem männlichen Geschlecht: verlangt dagegen derbere Kost und anreizenderes Getränke (z. B. Wein), sowohl um die wurmförmige Bewegung der Gedärme (die unter allen Eingeweiden am meisten von der vita propria zu haben scheinen, weil sie, wenn sie noch warm aus dem Thier gerissen und zerhauen werden, als Würmer kriechen, deren Arbeit man nicht blos fühlen, sondern sogar hören kann) zu befördern und zugleich solche Theile in den Blutumlauf zu bringen, die durch ihren Reitz das Geräder zur Blutbewegung im Umlauf zu erhalten beförderlich sind.

Das Wasser braucht aber bey alten Leuten längere Zeit, um ins Blut aufgenommen, den langen Gang seiner Absonderung von der Blutmasse durch die Nieren zur Harnblase zu machen, wenn es nicht dem Blute aßimilirte Theile (dergleichen der Wein ist) und die einen Reitz der Blutgefäße zum Fortschaffen bey sich führen, in sich enthält; welcher letztere aber alsdann

als

als Medicin gebraucht wird, dessen künstlicher Gebrauch eben darum eigentlich nicht zur Diätetik gehört. Der Anwandelung des Appetits zum Wassertrinken (dem Durst), welche großentheils nur Angewohnheit ist, nicht sofort nachzugeben und ein hierüber genommener fester Vorsatz bringt diesen Reitz in das Maas des natürlichen Bedürfnisses, des den festen Speisen beyzugebenden Flüssigen, dessen Genuß in Menge im Alter selbst durch den Naturinstinkt geweigert wird. Man schläft auch nicht gut, wenigstens nicht tief bey dieser Wasserschwelgerey, weil die Blutwärme dadurch vermindert wird.

Es ist oft gefragt worden: ob, gleich wie in 24 Stunden nur Ein Schlaf, so auch in eben so viel Stunden nur Eine Mahlzeit nach diätetischer Regel verwilligt werden könne, oder ob es nicht besser (gesunder) sey, dem Appetit am Mittagstische etwas abzubrechen, um dafür auch zu Nacht essen zu können. — Das erstere halte ich auch in den sogenannten besten Lebensjahren (dem Mittelalter) für zuträglicher; das letztere aber im späteren Alter. Denn, da das Stadium für die Operation der Gedärme zum Behuf der Verdauung im Alter ohne Zweifel langsamer abläuft, als in jüngeren Jahren, so kann man glauben, daß ein neues Pensum (in einer Abendmahlzeit) der Natur aufzugeben, indessen daß das erstere Stadium der Verdauung noch nicht abgelaufen ist, der Gesundheit nachtheilig werden müsse. — Auf solche Weise kann man den Anreiz zum Abendessen, nach einer hinreichenden Sättigung des Mittags, für ein

frank-

krankhhaftes Gefühl halten, dessen man durch einen festen Vorsatz so Meister werden kann, daß auch die Anwandelung desselben nach gerade nicht mehr verspürt wird.

4.

Von dem krankhaften Gefühl aus der Unzeit im Denken.

Einem Gelehrten ist das Denken ein Nahrungsmittel, ohne welches, wenn er wach und allein ist, er nicht leben kann; jenes mag nun im Lernen (Bücherlesen) oder im Ausdenken (Nachsinnen und Erfinden), bestehen. Aber beym Essen oder Gehen sich zugleich angestrengt mit einem bestimmten Gedanken beschäftigen, Kopf und Magen oder Kopf und Füße mit zwey Arbeiten zugleich belästigen, davon bringt das eine Hypochondrie, das andere Schwindel hervor. Um also dieses krankhaften Zustandes durch Diätetik Meister zu seyn, wird nichts weiter erfordert, als die mechanische Beschäftigung des Magens, oder der Füße, mit der geistigen des Denkens wechseln zu lassen und während dieser (der Restauration gewidmeten) Zeit das absichtliche Denken zu hemmen und dem dem mechanischen ähnlichen) freyen Spiele der Einbildungskraft den Lauf zu lassen; wozu aber bey einem Studirenden ein allgemein gefaßter und fester Vorsatz der Diät im Denken erfordert wird.

Es

Es finden sich krankhafte Gefühle ein, wenn man in einer Mahlzeit ohne Gesellschaft sich zugleich mit Bücherlesen oder Nachdenken beschäftigt, weil die Lebenskraft durch Kopfarbeit von dem Magen, den man belästigt, abgeleitet wird. Eben so, wenn dieses Nachdenken mit der krafterschöpfenden Arbeit der Füße (im Promeniren) *) verbunden wird. Man kann das Lucubriren noch hinzu fügen, wenn es ungewöhnlich ist). Indessen sind die krankhaften Gefühle aus diesen unzeitig (inuita Minuera) vorgenommenen Geistesarbeiten noch nicht von der Art, daß sie sich unmittelbar durch den bloßen Vorsatz augen-

*) Studirende können es schwerlich unterlassen, in einsamen Spatziergängen sich mit Nachdenken selbst und allein zu unterhalten. Ich habe es aber an mir gefunden und auch von andern, die ich darum befrug, gehört: daß das angestrengte Denken im Gehen geschwinde matt macht; dagegen, wenn man sich dem freyen Spiel der Einbildungskraft überläßt, die Motion restaurirend ist. Noch mehr geschieht dieses, wenn bey dieser mit Nachdenken verbundenen Bewegung zugleich Unterredung mit einem Andern gehalten wird, so, daß man sich bald genöthigt sieht, das Spiel seiner Gedanken sitzend fortzusetzen. — Das Spatzieren im Freien hat gerade die Absicht durch den Wechsel der Gegenstände seine Aufmerksamkeit auf jeden einzelnen abzuspannen.

genblicklich sondern allein durch Entwöhnung, vermöge eines entgegengesetzten Princips, nach und nach heben lassen und von den ersteren soll hier nur geredet werden.

5.

Von der Hebung und Verhütung krankhafter Zufälle durch den Vorsatz im Athemziehen.

Ich war vor wenigen Jahren noch dann und wann vom Schnupfen und Husten heimgesucht, welche beyde Zufälle mir desto ungelegener waren, als sie sich bisweilen beym Schlafengehen zutrugen. Gleichsam entrüstet über diese Stöhrung des Nachtschlafs entschloß ich mich, was den ersteren Zufall betrifft, mit festgeschlossenen Lippen durchaus die Luft durch die Nase zu ziehen: welches mir anfangs nur mit einen schwachen Pfeifen, und da ich nicht absetzte, oder nachließ, immer mit stärkeren, zuletzt mit vollen und freyen Luftzuge gelang, es durch die Nase zu Stande zu bringen, darüber ich dann so fort einschlief. — Was dieß gleichsam convulsivische und mit dazwischen vorfallenden Einathmen (nicht wie beym Lachen ein continuirtes stoßweise erschallendes) Ausathmen, den Husten betrifft, vornemlich den, welchen der gemeine Mann in England den Altmannshusten (im Bette liegend) nennt, so war er mir um so mehr ungelegen, da er sich bisweilen bald nach der Erwärmung im Bette einstellte

und das Einschlafen verzögerte. Dieses Husten, welches durch den Reiz der mit offenem Munde eingeathmeten Luft auf den Luftröhrenkopf erregt wird *), nun zu hemmen, bedurfte es einer nicht

---

*) Sollte auch nicht die atmosphärische Luft, wenn sie durch die Eustachische Rohre (also bey geschlossenen Lippen) circulirt, dadurch, daß sie auf diesem dem Gehirn nahe liegenden Umwege Sauerstoff absetzt, das erquickende Gefühl gestärkter Lebensorgane bewirken; welches dem ähnlich ist, als ob man Luft trinke; wobey diese, ob sie zwar keinen Geruch hat, doch die Geruchsnerven und die denselben nahe liegenden einsaugenden Gefäße stärkt? Bey manchem Wetter findet sich dieses Erquickliche des Genusses der Luft nicht; bey anderen ist es eine wahre Annehmlichkeit sie auf seiner Wanderung mit langen Zügen zu trinken: welches das Einathmen mit offenem Munde nicht bewährt. — — Das ist aber von der größten diätetischen Wichtigkeit, den Athemzug durch die Nase bey geschlossenen Lippen sich so zur Gewohnheit zu machen, daß er selbst im tiefsten Schlaf nicht anders verrichtet wird und man sogleich aufwacht, so bald er mit offenem Munde geschieht, und dadurch gleichsam aufgeschreckt wird; wie ich das anfänglich, ehe es mir zur Gewohnheit wurde, auf solche Weise zu athmen, bisweilen erfuhr. — Wenn man genöthigt ist, stark oder bergan zu schrei-

nicht mechanischen, (pharmacevtischen) sondern nur unmittelbaren Gemüthsoperation: nämlich die

---

schreiten, so gehört größere Stärke des Vorsatzes dazu, von jener Regel nicht abzuweichen und eher seine Schritte zu mäßigen, als von ihr eine Ausnahme zu machen; ingleichen, wenn es um starke Motion zu thun ist, die etwa ein Erzieher seinen Zöglingen geben will, daß dieser sie ihre Bewegung lieber stumm, als mit öfterer Einathmung durch den Mund machen lasse. Meine jungen Freunde (ehemalige Zuhörer) haben diese diätetische Maxime als probat und heilsam gepriesen und sie nicht unter die Kleinigkeiten gezählt, weil sie blosses Hausmittel ist, das den Arzt entbehrlich macht. — Merkwürdig ist noch: daß, da es scheint, beym lange fortgesetzten Sprechen, geschehe das Einathmen auch durch den so oft geöffneten Mund, mithin jene Regel werde da doch ohne Schaden überschritten, es sich wirklich nicht so verhält. Denn es geschieht doch auch durch die Nase. Denn wäre diese zu der Zeit verstopft, so würde man von dem Redner sagen, er spreche durch die Nase (ein sehr widriger Laut), indem er wirklich nicht durch die Nase spräche, und umgekehrt, er spreche nicht durch die Nase, indem er wirklich durch die Nase spricht: wie es Hr. Hofr. Lichtenberg launigt und richtig bemerkt. — Das ist auch der Grund, warum der,

die Aufmerksamkeit auf diesen Reiz dadurch ganz abzulehnen, daß sie mit Anstrengung auf irgend ein Object (wie oben bey krampfhaften Zufällen) gerichtet und dadurch das Ausstoßen der Luft gehemmet wurde, welches mir, wie ich es deutlich fühlete, das Blut ins Gesicht trieb, wobey aber der durch denselben Reiz erregte flüßige Speichel (saliva) die Wirkung dieses Reizes, nämlich die Ausstoßung der Luft, verhinderte und ein Herunterschlucken dieser Feuchtigkeit bewirkte. — — Eine Gemüthsoperation, zu der ein recht großer Grad des festen Vorsatzes erforderlich, der aber darum auch desto wohlthätiger ist.

---

der, welcher lange und laut spricht (Vorleser oder Prediger), es ohne Rauhigkeit der Kehle eine Stunde lang wohl aushalten kann; weil nämlich sein Athemziehen eigentlich durch die Nase, nicht durch den Mund geschieht, als durch welchen nur das Ausathmen verrichtet wird. — Ein Nebenvortheil dieser Angewohnheit des Athemzuges mit beständig geschlossenen Lippen, wenn man für sich allein wenigstens nicht im Discurs begriffen ist, ist der: daß die sich immer absondernde und den Schlund befeuchtende Saliva hiebey zugleich als Verdauungsmittel (stomachale), vielleicht auch (verschluckt) als Abführungsmittel wirkt; wenn man fest genug entschlossen ist, sie nicht durch üble Angewohnheit zu verschwenden.

6.

Von den Folgen dieser Angewohnheit des Athemziehens mit geschlossenen Lippen.

Die unmittelbare Folge davon ist, daß sie auch im Schlafe fortwährt und ich sogleich aus dem Schlafe aufgeschreckt werde, wenn ich zufälligerweise die Lippen öffne und ein Athemzug durch den Mund geschieht; woraus man sieht, daß der Schlaf und mit ihm der Traum, nicht eine so gänzliche Abwesenheit von dem Zustande des Wachenden ist, daß sich nicht auch eine Aufmerksamkeit auf seine Lage in jenem Zustande mit einmische: wie man denn dieses auch daraus abnehmen kann, daß die, welche sich des Abends vorher vorgenommen haben, früher als gewöhnlich (etwa zu einer Spazierfarth) aufzustehen, auch früher erwachen; indem sie vermuthlich durch die Stadtuhren aufgeweckt worden, die sie also auch mitten im Schlaf haben hören und darauf Acht geben müssen. — Die mittelbare Folge dieser löblichen Angewöhnung ist: daß das unwillkührliche abgenöthigte Husten, (nicht das Aufhusten eines Schleims als beabsichtigter Auswurf) in beyderley Zustande verhütet und so durch die bloße Macht des Vorsatzes eine Krankheit verhütet wird. — — Ich habe sogar gefunden, daß, da mich nach ausgelöschtem Licht (und eben zu Bette gelegt) auf einmal ein starker Durst anwandelte, den mit Wassertrinken zu löschen ich im Finstern hätte in eine andere Stube ge-

hen

hen und durch Herumtappen das Wassergeschirr suchen müssen, ich darauf fiel, verschiedene und starke Athemzüge mit Erhebung der Brust zu thun und gleichsam Luft durch die Nase zu trinken; wodurch der Durst in wenig Secunden völlig gelöscht war. Es war ein krankhafter Reiz, der durch einen Gegenreiz gehoben ward.

Beschluß.

Krankhafte Zufälle, in Ansehung deren das Gemüth das Vermögen besitzt, des Gefühls derselben durch den bloßen standhaften Willen des Menschen als einer Obermacht des vernünftigen Thieres Meister werden zu können, sind alle von der spastischen (krampfhaften) Art: man kann aber nicht umgekehrt sagen, daß alle von dieser Art durch den bloßen festen Vorsatz gehemmet oder gehoben werden können. — Denn einige derselben sind von der Beschaffenheit, daß die Versuche, sie der Kraft des Vorsatzes zu unterwerfen, das krampfhafte Leiden vielmehr noch verstärken: wie es der Fall mit mir selber ist, da diejenige Krankheit, welche vor etwa einem Jahr in der Kopenhagener Zeitung als „epidemischer, mit Kopfbedrückung verbundener Catharr“ beschrieben wurde *)

*) Ich halte sie für eine Gicht, die sich zum Theil aufs Gehirn geworfen hat.

(bey mir aber wohl ein Jahr älter aber doch von ähnlicher Empfindung ist) mich für eigene Kopfarbeiten gleichsam desorganisirt, wenigstens geschwächt und stumpf gemacht hat, und, da sich diese Bedrückung auf die natürliche Schwäche des Alters geworfen hat, wohl nicht anders als mit dem Leben zugleich aufhören wird.

Die krankhafte Beschaffenheit des Patienten, die das Denken, in so fern es ein Festhalten eines Begriffs (der Einheit des Bewußtseyns verbundener Vorstellungen) ist, begleitet und erschwert, bringt das Gefühl eines spastischen Zustandes des Organs des Denkens (des Gehirns) als eines Drucks hervor, der zwar das Denken und Nachdenken selbst, ingleichen das Gedächtniß in Ansehung des ehedem Gedachten, eigentlich nicht schwächt, aber im Vortrage (dem mündlichen oder schriftlichen) das feste Zusammenhalten der Vorstellungen in ihrer Zeitfolge wider Zerstreuung sicheren soll, bewirkt selbst einen unwillkührlichen spastischen Zustand des Gehirns, als ein Unvermögen, bey dem Wechsel der auf einander folgenden Vorstellungen, die Einheit des Bewußtseyns derselben zu erhalten. Daher begegnet es mir: daß, wenn ich, wie es in jeder Rede jederzeit geschieht, zuerst zu dem, was ich sagen will, (den Hörer oder Leser) vorbereite, ihm den Gegenstand, wohin ich gehen will, in der Aussicht, dann ihn auch auf das, wovon ich ausgegangen bin, zurückgewiesen habe (ohne welche zwey Hinweisungen kein Zusammenhang der Rede statt findet) und ich

ich nun das letztere mit dem ersteren verknüpfen soll, ich auf einmal meinen Zuhörer (oder stillschweigend mich selbst) fragen muß: wo war ich doch? Wovon ging ich aus? welcher Fehler nicht sowohl ein Fehler des Geistes, auch nicht des Gedächtnisses allein, sondern der Geistesgegenwart (im Verknüpfen) d. i. unwillkührliche Zerstreuung und ein sehr peinigender Fehler ist; dem man zwar in Schriften (zumal den philosophischen; weil man da nicht immer so leicht zurücksehen kann, von wo man ausging) mühsam vorbeugen, ob zwar mit aller Mühe nie völlig verhüten kann.

Mit dem Mathematiker, der seine Begriffe, oder die Stellvertreter derselben (Größen- und Zahlenzeichen), in der Anschauung vor sich hinstellen und daß, so weit er gegangen ist, alles richtig sey, versichert seyn kann, ist es anders bewandt, als mit dem Arbeiter im Fache der, vornehmlich reinen, Philosophie (Logik und Metaphysik) der seinen Gegenstand in der Luft vor sich schwebend erhalten muß, und ihn nicht blos theilweise, sondern jederzeit zugleich in einem Ganzen des Systems (d. r. V.) sich darstellen und prüfen muß. Daher es eben nicht zu verwundern ist, wenn ein Metaphysiker eher invalid wird, als der Studierende in einem anderen Fache, ingleichen als Geschäftsphilosophen; indessen daß es doch einige derer geben muß, die sich jenem ganz widmen, weil ohne Metaphysik überhaupt es gar keine Philosophie geben könnte.

Hieraus ist auch zu erklären, wie jemand für sein Alter gesund zu seyn sich rühmen kann, ob er zwar in Ansehung gewisser ihm obliegenden Geschäfte sich in die Krankenliste mußte einschreiben lassen. Denn, weil das Unvermögen zugleich den Gebrauch und mit diesem auch den Verbrauch und die Erschöpfung der Lebenskraft abhält, und er gleichsam nur in einer niedrigeren Stufe (als vegetirendes Wesen) zu leben gesteht, nämlich essen, gehen und schlafen zu können, was für seine animalische Existenz gesund, für die bürgerliche (zu öffentlichen Geschäften verpflichteten) Existenz aber krank, d. i. invalid, heißt: so widerspricht sich dieser Candidat des Todes hiemit gar nicht.

Dahin führt die Kunst das menschliche Leben zu verlängern: daß man endlich unter den Lebenden nur so geduldet wird, welches eben nicht die ergötzlichste Lage ist *).

Hier-

---

*) Dieß Resultat, so wenig tröstlich es ist, ist vollkommen richtig, sobald wir an das, was der Mensch im vollkommenen Sinn ist, und seyn soll, denken. Aber selbst das Beyspiel des würdigen Herrn Verfassers giebt ja einen sprechenden Beweis, was der Mensch auch im Alter noch für andre seyn kann, wenn die Vernunft immer, wie hier, seine oberste Gesetzgeberin war. Und gesetzt auch, es fehlte ganz an dieser objectiven und bürgerlichen Existenz,

Hieran aber habe ich selber Schuld. Denn warum will ich auch der hinanstrebenden jüngeren Welt nicht Platz machen und um zu leben mir den gewöhnten Genuß des Lebens schmälern: warum ein schwächliches Leben durch Entsagungen in ungewöhnliche Länge ziehen, die Sterbelisten, in denen doch auf den Zuschnitt der von Natur schwächeren und ihre muthmaßliche Lebensdauer mit gerechnet ist, durch mein Beyspiel in Verwirrung bringen, und das alles, was man sonst Schicksal nannte, (dem man sich demüthig und andächtig unterwarf) dem eigenen festen Vorsatze unterwerfen; welcher doch schwerlich zur allgemeinen diätetischen Regel, nach welcher die Vernunft unmittelbar Heilkraft ausübt, aufgenommen werden, und die therapevtische Formeln der Officin jemals verdrängen wird?

Nachschrift.

Den Verfasser der Kunst das menschliche (auch besonders das literärische) Leben zu verlän-

---

stenz, sind uns nicht auch die Rudera eines schönen oder großen Gebäudes heilig und schätzbar? dienen sie uns nicht als Denkzeichen des Vergangenen, als Winke der Zukunft, als Lehre und Beyspiel?

d. H.

längern, darf ich also dazu wohl auffordern, daß er wohlwollend auch darauf bedacht sey, die Augen der Leser (vornehmlich der jetzt großen Zahl der Leserinnen, die den Uebelstand der Brille noch härter fühlen dürften) in Schutz zu nehmen: auf welche jetzt aus elender Ziererey der Buchdrucker, (denn Buchstaben haben doch als Mahlerey schlechterdings nichts Schönes an sich) von allen Seiten Jagd gemacht wird; damit nicht, so wie in Marocko, durch weiße Uebertünchung aller Häuser ein großer Theil der Einwohner der Stadt blind ist, dieses Uebel aus ähnlicher Ursache auch bey uns einreisse, vielmehr die Buchdrucker desfalls unter Polizeygesetze gebracht werden. — Die jetzige Mode will es dagegen anders; nämlich:

1) Nicht mit schwarzer, sondern grauer Tinte, (weil es sanfter und lieblicher auf schönem weißen Papier absteche) zu drucken.

2) Mit Didotschen Lettern, von schmalen Füssen, nicht mit Breitkopfschen, die ihrem Namen Buchstaben (gleichsam bücherner Stäbe zum Feststehen) besser entsprechen würden.

3) Mit lateinischer (wohl gar Cursiv-) Schrift ein Werk deutschen Inhalts, von welcher Breitkopf mit Grunde sagte: daß niemand das Lesen derselben für seine Augen so lange aushalte, als mit der deutschen.

4) Mit so kleiner Schrift als nur möglich, damit für die unten etwa beyzufügende Noten noch kleinere (dem Auge noch knapper angemessene) leserlich bleibe *).

Die-

---

*) Ich stimme in diese Klage des verehrten Verfassers ganz mit ein, und bin überzeugt, daß der größte Theil der jetzt so auffallend häufiger werdenden Augenschwächen schon an und für sich in dem weit häufigern Lesen (besonders dem geschwind lesen, was jetzt wegen der weit häufigern Zeitungen, Journale und Flugschriften weit gewöhnlicher ist, und die Augen unglaublich angreift) zu suchen sey, und dadurch auch unbeschreiblich vermehrt wird, daß man beym Druck die Rücksicht auf die Augen immer mehr vernachläßigt, da sie vielmehr, weil nun einmal das Lesen zum allgemeinen Bedürfniß geworden ist, vermehrt werden sollte.

Auch ich glaube, daß dabey die den Augen nachtheiligsten Fehler dadurch begangen werden, wenn man auf zu weißes oder gar glänzendes Papier, mit grauer Schwärze, mit zu kleinen, oder mit zu zarten, zu wenig Körper habenden, Lettern druckt; und ich mache es daher jedem Autor, Verleger und Drucker zur heiligen Pflicht, das Augenwohl ihrer Leser künftig besser zu bedenken. Besonders ist die

blaße

Diesem Unwesen zu steuren, schlage ich vor: den Druck der Berliner Monatsschrift (nach

---

blaße Farbe der Buchstaben äusserst nachtheilig, und es ist unverzeihlich, daß es die Drucker so häufig aus elender Gewinnsucht oder Bequemlichkeit darinnen fehlen lassen.

Was aber die lateinischen Lettern als Augenverderber betrifft, so bitte ich um Erlaubniß, darinnen andrer Meynung zu seyn, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Daß diese Lettern an und für sich den Augen nicht nachtheiliger sind, als unsre teutschen, erhellt daraus, weil sonst in England, Frankreich und andern Ländern, wo man sich ihrer bedient, die Augenfehler häufiger seyn müßten, als bey uns, welches aber nicht der Fall ist.

2) Wenn sie also einen Teutschen, der gewohnt ist, teutsch zu lesen, etwas mehr anzugreifen scheinen, so liegt die Ursache blos darin, weil er sie nicht gewohnt ist und das Angreifende verliert sich, sobald er sich daran gewöhnt hat, und fällt ganz weg, wenn wir gleich von Jugend auf an diese Lettern gewöhnt werden.

(nach Text und Noten) zum Muster zu nehmen; denn, man mag, welches Stück man will,

---

3) Daß diese Lettern, wenn sie klein oder zu mager sind, die Augen angreifen, ist wahr, aber dasselbe gilt auch von den teutschen, und ich halte es daher für äusserst nöthig, bey der lateinischen Schrift größere oder fettere Typen zu nehmen; welches auch der einzige Grund war, warum ich sie bey der Macrobiotik von dieser Beschaffenheit wählete, ohnerachtet man hie und da darin einen Grund zum Tadel gefunden hat, (ein Beweis, daß man gerade dann, wenn man fürs Publikum sorgt, am meisten verkannt werden kann).

Ich finde also keinen medicinischen Gegengrund, der mich von ihrem Gebrauch abhalten sollte; vieles aber, was mir ihren Gebrauch anrieth und mich dahin gebracht hat, sie fast durchgängig zu wählen. Zuerst nämlich glaube ich, daß unsere Literatur und Sprache dann ungleich mehr Eingang in andre Länder finden wird, wenn wir lateinisch drucken, denn viele Ausländer schreckt schon das Fremde und Unverständliche der Typen ab, und man wird sich gewiß schwerer zu Erlernung einer Sprache entschließen, wenn man selbst erst die Form der Lettern studieren muß. Ich glaube daher, es würde ungemein viel zur literarischen Verbindung Europens,

und

will, in die Hand nehmen, so wird man die durch obige Leserey angegriffene Augen durch An=

---

und zur Beförderung der allgemeinen Gelehrten Republik beytragen, wenn wir uns endlich eben der Typen bedienten, die die aufgeklärtesten Nationen angenommen haben, und ich glaube, es muß am Ende dahin kommen. England, selbst Italien bedienten sich ja noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts unserer Mönchsschrift, und haben sie dennoch ganz verlassen, welches zugleich beweist, daß wir nicht einmal teutsche Originalität daran finden können. — Dazu kommt nun noch der Grund, daß bey scientifischen besonders medicinischen Büchern, wo viel lateinische Termini technici vorkommen, ein großer Uebelstand fürs Auge entsteht, wenn die teutsche Schrift alle Augenblicke durch lateinische unterbrochen wird, oder dadurch ein noch schlimmeres Uebel bewirkt wird, daß man diese Termini technici ins Teutsche übersetzt, wodurch sie nun vollends den Ausländern ganz und selbst den Teutschen aus einer andern Provinz zum Theil unverständlich werden, und sie wirklich den Vorzug verlieren, Termini technici zu seyn.

Ich gebe zu, daß manche ungeübte Leser für jetzt lateinische Lettern ungern, ja wohl gar nicht lesen; dieß gilt aber nicht von scientifischen Schriften für die niedern Klassen noch teutsche Lettern gebrauchen, bey allen gebildeten Ständen beyderley Geschlechts ist das aber schon jetzt nicht mehr nöthig.

D. H.

Ansicht des letzteren merklich gestärkt fühlen *).

---

*) Unter den krankhaften Zufällen der Augen (nicht eigentlichen Augenkrankheiten) habe ich die Erfahrung von einem, der mir zuerst in meinen Vierzigerjahren einmal, später hin, mit Zwischenräumen von einigen Jahren, dann und wann, jetzt aber in einem Jahre etlichemal begegnet ist, gemacht; wo das Phänomen darin besteht; daß auf dem Blatt, welches ich lese, auf einmal alle Buchstaben verwirrt und durch eine gewisse über dasselbe verbreitete Helligkeit vermischt und ganz unleserlich werden: ein Zustand, der nicht über 6 Minuten dauert, der einem Prediger, welcher seine Predigt vom Blatte zu lesen gewohnt ist, sehr gefährlich seyn dürfte, von mir aber in meinem Auditorium der Logik oder Metaphysik, wo nach gehöriger Vorbereitung im freyen Vortrage (aus dem Kopfe) geredet werden kann, nichts als die Besorgniß entsprang, es möchte dieser Zufall der Vorbote vom Erblinden seyn; worüber ich gleichwohl jetzt beruhigt bin: da ich bey diesem jetzt öfterer als sonst sich ereignenden Zufalle an meinem Einen gesunden Auge (denn das linke hat das Sehen seit etwa 5 Jahren verlohren) nicht den mindesten Abgang an Klarheit verspühre. — Zufälligerweise kam ich darauf, wenn sich jenes Phänomen ereignete, meine Augen zu schliessen, ja um noch besser das äussere Licht abzuhalten, meine Hand darüber zu legen, und

dann

dann sahe ich eine hellweisse, wie mit Phosphor im Finstern auf einem Blatt verzeichnete Figur, ähnlich der, wie das letzte Viertel im Kalender vorgestellt wird, doch mit einem, auf der convexen Seite ausgezackten Rande, welche allmählich an Helligkeit verlohr und in obbenannter Zeit verschwand. Ich möchte wohl wissen: ob diese Beobachtung auch von Andern gemacht und wie diese Erscheinung, die wohl eigentlich nicht in den Augen, — als bey deren Bewegung dies Bild nicht zugleich mit bewegt, sondern immer an derselben Stelle gesehen wird — sondern im Sensorium commune ihren Sitz haben dürfte, zu erklären sey *). Zugleich ist es seltsam, daß man ein Auge (innerhalb einer Zeit, die ich etwa auf 3 Jahre schätze) **einbüßen** kann ohne es zu **vermissen**.

*) Dieser Fehler des Sehens kommt allerdings mehr vor und gehört unter die allgemeine Rubrik: Visus confusus s. peruersus, weil er noch eben keinen Mangel der Sehkraft, sondern nur eine Abalienation derselben beweist. Ich selbst habe es zuweilen periodisch gehabt, und der vom Hrn. Hofr. **Herz** im Journ. der prakt. Heilk. beschriebne falsche Schwindel hat viel ähnliches, mehrentheils ist eine vorübergehende Reizung die Ursache, z. B. Blutreiz, Gichtreiz, gastrische Reitze, oder auch Schwäche.

D. H.

Etwas

Etwas über den Einfluß des Mondes auf die Witterung.

Etwas über den Einfluß des Mondes auf die Witterung.

Herr Hofrath Lichtenberg in Göttingen sagt, in seiner aufgeweckten und gedankenreichen Manier, irgendwo in seinen Schriften: „Der Mond sollte zwar nicht auf die Witterung „Einfluß haben; er hat aber doch darauf Einfluß.“

A der Satz: „Er sollte ihn nicht haben.“ Denn wir kennen nur zwey Vermögen, wodurch er in so großer Entfernung auf unsre Erde Einfluß haben kann: sein Licht *), welches er,

 als

*) Bei Gelegenheit der hier anzumerkenden Schwäche des Mondlichts, in Vergleichung so gar nur mit dem eigenen strahlenden Licht eines

als ein von der Sonne erleuchteter Körper, reflektirt; und seine Anziehungskraft, die, als

---

eines Fixsterns, den der Mond zu verdecken in Bereitschaft steht, sey es mir erlaubt, zu einer Beobachtung des um die genauere Kenntniß der Gestalt der Weltkörper so verdienten Hrn. O. A. Schröter in Lilienthal (Astronom. Abhandl. 1793, S. 193) eine muthmaßliche Erklärung hinzuzuthun. „Aldebaran (heißt es) verschwand nicht sofort durch Vorrückung des Mondes; und (indem Hr. S. beides, Mondrand und Aldebaran, mit erwünschter Schärfe sah) war er, reichlich 2 bis 3 Sekunden lang, vor dem Mondrande auf der Scheibe sichtbar: da er dann, ohne daß man einige Lichtabnahme noch einen veränderten Durchmesser an ihm bemerkte, so plötzlich verschwand, daß über dem Verschwinden selbst bei weitem keine ganze, sondern etwa nur eine halbe Sekunde Zeit, wenigstens gewiß nicht viel darüber, verstrich." Diese Erscheinung ist, meiner Meinung nach, nicht einer optischen Täuschung, sondern der Zeit zuzuschreiben, die das Licht bedarf, um von dem Stern in der Weite des Mondes bis zur Erde zu kommen, welche etwa 1⅟₇ Sekunden beträgt, innerhalb welcher der Aldebaran schon durch den Mond verdeckt war. Ob nun über dem Besinnen: daß der Stern schon innerhalb der Mondsfläche (nicht bloß in Berührung mit ihr)

als Ursache der Schwere, ihm mit aller Materie gemein ist. Von beiden können wir sowohl die

---

ihr) gesehen werde, imgleichen über der Wahrnehmung und dem Bewußtseyn, daß er nun verschwunden sey, nicht die übrigen $\frac{4}{5}$ einer Sekunde (die eigentlich nicht zur Beobachtung gehören) vergangen seyn mögen; die wahre also und die vermeinte, obzwar unvermeidliche, Schein-Beobachtung zusammen nicht etwa die 2 Sekunden (als so viel Hr. S. allenfalls einräumt) austragen: muß dem eigenen Urtheil dieses scharfsichtigen und geübten Beobachters überlassen werden.

Nach anderweitigen bewundernswürdigen Entdeckungen eben Desselben, die Struktur der Mondfläche betreffend, scheint die uns zugekehrte Hälfte des Mondes ein einer ausgebrannten vulkanischen Schlacke ähnlicher und unbewohnbarer Körper zu seyn. Wenn man aber annimmt, daß die Eruptionen der elastischen Materien aus dem Innern desselben, so lange er noch im Zustande der Flüssigkeit war, sich mehr nach der der Erde zugekehrten, als von ihr abgekehrten, Seite gewandt haben (welches, da der Unterschied der Anziehungen der ersteren von der des Mittelpunkts des Mondes größer ist, als der zwischen der Anziehung des Mittelpunkts und der abgekehrten Seite, und elastische in einem Flüssigen aufsteigende Materien

Gesetze, als auch, durch ihre Wirkungen, die Grade ihrer Wirksamkeit hinreichend angeben, um die Verändrungen, die sie zur Folge haben, aus jenen, als Ursachen, zu erklären; neue ver-

---

terien desto mehr sich ausdehnen, je weniger sie gedrückt werden, beym Erstarren dieses Weltkörpers auch größere Höhlungen im Inwendigen desselben auf der ersteren als der letzteren Hälfte hat zurück lassen müssen); so wird man sich gar wohl denken können, daß der Mittelpunkt der Schwere mit dem der Größe dieses Körpers nicht zusammentreffen, sondern zu der abgekehrten Seite hin liegen werde, welches dann zur Folge haben würde, daß Wasser und Luft, die sich etwa auf diesem Erdtrabanten befinden mögten, die erstere Seite verlassen, und, indem sie auf die zweyte abflossen, diese dadurch allein bewohnbar gemacht hätten. — Ob übrigens die Eigenschafft desselben, sich in derselben Zeit um seine Axe zu drehen in welcher er seinen Kreislauf macht, aus der nehmlichen Ursache (nehmlich dem Unterschied der Anziehung beider Hälften bei einem Monde, der um seinen Planeten läuft, wegen seiner viel größeren Nahheit zum letzteren, als der des Planeten zur Sonne) allen Monden als eigen angenommen werden dürfe: muß denen, die in der Attraktionstheorie bewanderter sind, zu entscheiden überlassen werden.

verborgene Kräfte aber zum Behuf gewisser Erscheinungen auszudenken, die mit den schon bekannten nicht in genugsam durch Erfahrung beglaubigter Verbindung stehen, ist ein Wagstück, das eine gesunde Naturwissenschaft nicht leichtlich einräumt. So wird sie z. B. sich der angeblichen Beobachtung, daß in den Mondschein gelegte Fische eher, als die im Schatten desselben liegenden, faulen, sehr weigern: da jenes Licht, selbst durch die größten Brenngläser oder Brennspiegel zusammengedrängt, doch auf das allerempfindlichste Thermometer nicht die mindeste merkliche Wirkung thut; — für die Beobachtung aber, des durch den Mondeinfluß sehr beschleunigten Todes der Fieberkranken in Bengalen, zur Zeit einer Sonnenfinsterniß, doch einige Achtung haben: weil die Anziehung des Mondes (die sich zu dieser Zeit mit der der Sonne vereinigt) ihr Vermögen, auf die Körper der Erde sehr merklich zu wirken, durch andere Erfahrungen unzweideutig darthut.

Wenn es also darauf ankömmt a priori zu entscheiden: ob der Mond auf Witterungen Einfluß habe oder nicht, so kann von dem Licht, welches er auf die Erde wirft, nicht die Rede seyn; und es bleibt folglich nur seine Anziehungskraft (nach allgemeinen Gravitazionsgesetzen) übrig, woraus diese Wirkung auf die Atmosphäre erklärlich seyn müßte. Nun kann seine unmittelbare Wirkung durch diese Kraft nur in der Vermehrung oder Verminderung der Schwere der Luft bestehen; diese aber, wenn

sie merklich seyn soll, muß sich am Barometer beobachten lassen. Also würde obiger Ausspruch (A) so lauten: Die mit den Mondsstellungen regelmäßig zusammenstimmenden Veränderungen des Barometerstandes lassen sich nicht aus der Attraktion dieses Erdtrabanten begreiflich machen. Denn

1) läßt sich a priori darthun: daß die Mondesanziehung, sofern dadurch die Schwere unsrer Luft vermehrt oder vermindert werden mag, viel zu klein sey, als daß diese Veränderung am Barometer bemerkt werden könnte (Lulof's Einleitung zur mathem. und physik. Kenntniß der Erdkugel, §. 312): man mag sich nun die Luft bloß als flüssiges (nicht elastisches) Wesen denken, wo ihre Oberfläche, bei der durch des Mondes Anziehung veränderten Richtung der Schwere derselben, völlig Wasserpaß halten; oder zugleich, wie sie es wirklich ist, als elastische Flüssigkeit, wo noch die Frage ist, ob ihre gleichdichte Schichten in verschiednen Höhen auch da noch im Gleichgewicht bleiben würden, welches letztere zu erörtern aber hier nicht der Ort ist.

2) beweiset die Erfahrung diese Unzulänglichkeit der Mondesanziehung zur merklichen Veränderung der Luftschwere. Denn sie müßte sich, wie die Ebbe und Fluth, in 24 Stunden zweymal am Barometer zeigen; wovon aber

aber nicht die mindeste Spur wahrgenommen wird*).

B der Gegensatz: „Der Mond hat gleichwohl einen (theils am Barometer bemerk-

F 5 lichen

---

*) Man muß sich nur richtige Begriffe von der Wirkung der Anziehungen des Mondes und der Sonne machen, sofern sie unmittelbaren Einfluß auf den Barometerstand haben mögen. Wenn das Meer (und so auch die Atmosphäre) fluthet, und so die Säulen dieses Flüssigen höher werden: so stellen sich Manche vor, das Gewicht derselben (so wie der Druck der Luft aufs Barometer) müsse, nach der Theorie, größer (mithin der Barometerstand höher) werden; aber es ist gerade umgekehrt. Die Säulen steigen nur darum, weil sie durch die äußere Anziehung leichter werden; da sie nun im offenen Meere niemals Zeit genug bekommen, die ganze Höhe zu erreichen, die sie vermöge jener Anziehungen annehmen würden, wenn Mond und Sonne in der Stellung ihres größten vereinigten Einflusses stehen bleiben; so muß an dem Orte der größten Fluth der Druck des Meeres (und so auch der Druck der Luft aufs Barometer) kleiner, mithin auch der Barometerstand niedriger, zur Ebbezeit aber höher seyn. Sofern stimmen also die Regeln des Toaldo gar wohl mit der Theorie zusammen: daß nehmlich

lichen, theils sonst sichtbaren) Einfluß auf die Witterung". — Die Witterung (temperies aëris) enthält zwey Stücke: **Wind**, und **Wetter**. Das letztere ist entweder bloß sichtbar: als heller, theils reiner, theils mit Wolken bestreueter theils bezogener, Himmel; oder auch fühlbar: kalt oder warm, feucht oder trocken, im Einathmen erfrischend oder beklemmend. Denselben Wind begleitet nicht immer, doch oft, die

---

lich das Barometer in den Syzygien im Fallen, in den Quadraturen aber im Steigen sey; wenn die letztere es nur begreiflich machen könnte, wie die Anziehungen jener Himmelskörper überhaupt auf den Barometerstand merklichen Einfluß haben können.

Was aber den außerordentlich hohen Stand der See in **Meerengen** und langen **Busen**, vornehmlich zur Zeit der Springfluth, betrift, so kommt dieser bei unsrer Aufgabe gar nicht in Anschlag: weil er nicht unmittelbar und **hydrostatisch** von der Anziehung, sondern nur mittelbar, durch eine von jener Veränderung herrührende **Strombewegung**, also **hydraulisch**, bewirkt wird; und so mag es auch wohl mit den Winden beschaffen seyn, wenn sie, durch jene Anziehung in Bewegung gesetzt, durch Vorgebirge, Seestraßen und ihnen allein offen bleibende Engen, in einem Inselmeer zu streichen genöthigt werden.

die nehmliche Witterung; ob eine lokale, die Luftmischung und mit ihr die Witterung abändernde, Ursache einen gewissen Wind, oder dieser die Witterung, herbeiführe, ist nicht immer auszumachen: und mit demselben Barometerstande, wenn er auch mit der Mondsstellung nach einer gewissen Regel in Harmonie wäre, kann doch verschiedenes Wetter verbunden seyn. — Indeß, wenn der Windwechsel sich nach dem Mondwechsel, sowohl für sich, als auch in Verbindung mit dem Wechsel der vier Jahrszeiten, richtet; so hat der Mond doch (direkt oder indirekt) Einfluß auf die Witterung: wenn sich gleich nach ihm das Wetter nicht bestimmen läßt, mithin die ausgefundenen Regeln mehr dem Seemann als dem Landmann brauchbar seyn sollten. — Es zeigen sich aber zu dieser Behauptung wenigstens vorläufig hinreichende Analogieen, welche, wenn sie gleich nicht astronomisch berechneten Kalendergesetzen gleich kommen, doch als Regeln, um auf jene bei künftigen meteorologischen Beobachtungen Rücksicht zu nehmen, Aufmerksamkeit verdienen. Nehmlich:

1) zur Zeit des neuen Lichts bemerkt man fast allemal wenigstens Bestrebungen der Atmosphäre, die Richtung des Windes zu verändern, die dahin ausschlagen, daß er entweder, nach einigem Hin- und Herwanken, sich wieder in seine alte Stelle begiebt, oder (wenn er vornehmlich den Kompaß in der Richtung der täglichen Sonnenbewegung ganz oder zum Theil durchgelaufen hat) eine Stelle einnimmt, in wel-

welcher er den Monat hindurch herrschend bleibt.

2) Vierteljährig, zur Zeit der Solstizien und Aequinoxien und des auf sie zunächst folgenden Neulichts, wird diese Bestrebung noch deutlicher wahrgenommen; und, welcher Wind nach demselben die ersten zwei bis drei Wochen die Oberhand hat; der pflegt auch das ganze Quartal hindurch der herrschende zu seyn.

Auf diese Regeln scheinen auch die Wettervorhersagungen im Kalender seit einiger Zeit Rücksicht genommen zu haben. Denn, wie der gemeine Mann selbst bemerkt haben will, sie treffen itzt doch besser ein, wie vor diesem: vermuthlich, weil die Verfasser desselben itzt auch den Toaldo hierbei zu Rathe ziehen mögen. So war es am Ende doch wohl gut, daß der Anschlag, Kalender ohne Aberglauben (eben so wenig wie der rasche Entschluß eines Williams, öffentlichen Religionsvortrag ohne Bibel) in Gang zu bringen, keinen Erfolg hatte. Denn nun wird der Verfasser jenes Volksbuchs, um der Leichtgläubigkeit des Volks nicht bis zu dessen gänzlichem Unglauben und daraus folgendem Verlust seines zum häufigen Absatz nöthigen Kredits zu mißbrauchen, genöthigt, den bisher aufgefundenen obgleich noch nicht völlig gesicherten Regeln der Witterungen nachzugehen, ihnen allmählig mehr Bestimmung zu verschaffen, und sie der Gewißheit einer Erfahrung wenigstens näher zu bringen: so daß das vorher aus Aberglauben blindlings Angenom-

kommene endlich wohl in einen nicht bloß vernünftigen, sondern selbst über die Gründe vernünftelnden, Glauben übergehen kann. — Daher mag den Zeichen: Gut Pflanzen, Gut Bauholz fällen, ihr Platz im Kalender noch immer bleiben; weil, ob dem Monde, wie auf das Reich der organisirten Natur überhaupt, so insbesondere aufs Pflanzenreich, nicht wirklich ein merklicher Einfluß zustehe, so ausgemacht noch nicht ist, und philosophische Garten- und Forstkundige dadurch aufgefordert werden, auch diesem Bedürfniß des Publikums wo möglich Genüge zu thun. Nur die Zeichen, die den gemeinen Mann zur Pfuscherei an seiner Gesundheit verleiten können, müßten ohne Verschonen weggelassen werden.

Hier ist nun zwischen der Theorie die dem Monde ein Vermögen abspricht, und der Erfahrung die es ihm zuspricht, ein Widerstreit.

Ausgleichung dieses Widerstreits.

Die Anziehung des Mondes, also die einzige bewegende Kraft desselben, wodurch er auf die Atmosphäre, und allenfalls auch auf Witterungen, Einfluß haben kann, wirkt direkt auf die Luft nach statischen Gesetzen, d. i. so fern diese eine wägbare Flüssigkeit ist. Aber hiedurch ist der Mond viel zu unvermö-

gend

gend, eine merkliche Veränderung am Barometerstande, und, sofern die Witterung von der Ursache desselben unmittelbar abhängt, auch an dieser zu bewirken; mithin sollte (nach A) er sofern keinen Einfluß auf Witterung haben. — Wenn man aber eine weit über die Höhe der wägbaren Luft sich erstreckende (eben dadurch auch der Veränderung durch stärkere Mondesanziehung besser ausgesetzte), die Atmosphäre bedeckende, imponderable Materie (oder Materien) annimmt: die, durch des Mondes Anziehung bewegt und dadurch mit der untern Luft zu verschiednen Zeiten vermischt, oder von ihr getrennt, durch Affinität mit der letztern (also nicht durch ihr Gewicht) die Elastizität derselben theils zu verstärken, theils zu schwächen, und so mittelbar (nehmlich im ersteren Fall durch den bewirkten Abfluß der gehobenen Luftsäulen, im zweiten durch den Zufluß der Luft zu den erniedrigten) ihr Gewicht zu verändern vermag *); so wird man es möglich

---

*) Diese Erklärung geht zwar eigentlich nur auf die Korrespondenz der Witterung mit dem Barometerstande (also auf A); und es bleibt noch übrig, die der Winde mit den Mondsaspekten und den Jahreszeiten (nach B), bei aller-

lich finden, daß der Mond **indirekt** auf Veränderung der Witterung (nach B), aber eigentlich

---

allerlei Wetter und Barometerstände, aus demselben Prinzip zu erklären (wobei immer wohl zu merken ist, daß schlechterdings nur vom Einfluß des Mondes und allenfalls auch dem viel kleineren, der Sonne, aber nur durch ihre Anziehung, nicht durch die Wärme, die Rede sey). Da ist nun befremdlich, daß der Mond in den genannten astronomischen Punkten über verschiedene, doch in einerlei Breite belegene, Länder Wind und Wetter auf verschiedne Art stellt und vorherbestimmt. Weil aber verschiedene Tage ja Wochen zu Feststellung und Bestimmung des herrschenden Windes erfordert werden, in welcher Zeit die Wirkungen der Mondesanziehung auf das Gewicht der Luft, mithin aufs Barometer, einander aufheben müßten, und also keine bestimmte Richtung desselben hervorbringen können; so kann ich mir jene Erscheinung nicht anders auf einige Art begreiflich machen, als daß ich mir viele ausser und neben einander, oder auch innerhalb einander (sich einschließende), kreis- oder wirbelförmige, durch des Mondes-Anziehung bewirkte, den Wasserhosen analogische, Be-

lich nach chemischen Gesetzen, Einfluß haben könne. — Zwischen dem Satz aber: Der Mond hat direkt keinen Einfluß auf die Witterung, und dem Gegensatz: er hat indirekt einen Einfluß auf dieselbe, — ist kein Widerspruch.

Diese imponderable Materie wird vielleicht auch als inkoerzibel (unsperrbar) angenommen werden müssen: das ist als eine solche, die von andern Materien nicht anders als dadurch, daß sie mit ihnen in chemischer Verwandtschaft steht (dergleichen zwischen der magnetischen und dem alleinigen Eisen Statt findet), gesperrt werden kann, durch alle übrigen aber frey hindurch wirkt; wenn man die Gemeinschaft der Luft der höheren (jovialischen), über die Region der Blitze hinaus liegenden, Regionen mit der Unterirdischen (vulkanischen) tief

---

Bewegungen jener über die Atmosphäre hinausreichenden imponderablen Materie denke: welche, nach Verschiedenheit des Bodens (der Gebirge, der Gewässer, selbst der Vegetazion auf demselben) und dessen chemischer Gegenwirkung, den Einfluß derselben auf die Atmosphäre in demselben Parallelzirkel verschieden machen können. Aber hier verläßt uns die Erfahrung zu sehr, um mit erträglicher Wahrscheinlichkeit auch nur zu meinen.

tief unter den Gebirgen befindlichen, die sich in manchen Meteoren nicht undeutlich offenbart, in Erwägung zieht. Vielleicht gehört dahin auch die Luftbeschaffenheit, welche einige Krankheiten, in gewissen Ländern, zu gewisser Zeit, epidemisch (eigentlich grassirend) macht, und die ihren Einfluß nicht blos auf ein Volk von Menschen, sondern auch ein Volk von gewissen Arten von Thieren oder Gewächsen beweiset, deren Lebensprinzip Hr. Dr. Schäffer in Regensburg, in seiner scharfsinnigen Schrift über die Sensibilität, nicht in ihnen, sondern in einer sie durchdringenden, jener analogischen, äußeren Materie setzt.

* * *

Dieses „Etwas" ist also nur klein, und wohl wenig mehr, als das Geständniß der Unwissenheit: welches aber, seitdem uns ein de Lüc bewiesen hat, daß wir, was eine Wolke, und wie sie möglich sey, (eine Sache, die vor 20 Jahren kinderleicht war) gar nicht einsehen, nicht mehr sonderlich auffallen und befremden kann. — Geht es uns doch hiemit eben so, wie mit dem Katechism, den wir in unsrer Kindheit auf ein Haar inne hatten und zu verstehen glaubten, den wir aber, je älter und überlegender wir werden, desto weniger verstehen, und deshalb noch einmal in die Schule gewiesen zu werden wohl verdienten: wenn wir nur Jemanden (ausser uns selbst) auffinden könnten, der ihn besser verstände.

Wenn aber Hr. de Lüc von seiner Wolke hoft: ihre fleißigere Beobachtung könne uns noch dereinst wichtige Aufschlüsse in der Chemie verschaffen; so ist daran wohl nicht zu denken, sondern dieses ward vermuthlich den Antiphlogistikern nur so in den Weg geworfen. Denn die Fabrik derselben liegt wohl in einer Region, wohin wir nicht gelangen können, um daselbst Experimente zu machen; und man kann vernünftigerweise viel eher erwarten, daß die Chemie für die Meteorologie, als daß diese für jene, neue Aufschlüsse verschaffen werde.

Betrachtungen

über das

Fundament der Kräfte

und

die Methoden,

welche die Vernunft anwenden kann,

darüber zu urtheilen.

Non ſemel quaedam ſacra traduntur: Eleuſis ſervat quod oſtendat reviſentibus Rerum natura ſacra ſua non ſimul tradit.

L. A. Senecae nat. quaeſt. Lib. 7. c. 31.

Betrachtungen über das Fundament der Kräfte und die Methoden, welche die Vernunft anwenden kann, darüber zu urtheilen.

Der Schauplatz, auf dem der Mensch unter einer unzählbaren Menge von Wesen auftritt, ist — wir müssen es nur bekennen — von einer so geheimen Magie veranstaltet, daß trotz aller unermüdbaren Neugierde, trotz des unersättlichen Ausspähungsinstinkts, womit er bewaffnet ist, dennoch vor ihn die innern Triebfedern, die Maschinerie, die alle Erscheinungen hervorzieht, verschlossen — vielleicht auf immer — verschlossen bleiben. Die Anstrengung der tiefsinnigsten, der größten Weltweisen hat endlich dieses Resultat — vielleicht die nützlichste unter allen Wahrheiten — herausgebracht; und ich vor meinen wenigen Antheil, weiß es sehr gern, daß wir nichts wissen. Demnach,

nach, und bey dieser allein offnen Wissenschaft, bleiben dem Denker, die Auflösungen einiger Problemen immer am Herzen. Immer spricht er zu sich selbst: durch welche Kraft würken denn die Elemente der Dinge? Wie können sie die Organisation hervorbringen, Körper bilden und wieder auflösen? Wie halten sie unter sich das Gleichgewicht — das Verhältniß und Ebenmaaß in den Erscheinungen würkt — und warum verdrängen nicht die stärkern etwa die schwächern? Welch allgemeines Mittel, welche Regel ist's, nach der sie würken? welche Ausnahmen davon, in den unendlichen Verschiedenheiten ihrer Operation.

Ermüdet und beynahe betäubt, durch die unabsehbare Kettenfolge von Ursachen und Würkungen, glaubt endlich der Forscher alles in Eins zusammen zu fassen — alles auf eine und die nehmliche Frage zu bringen — auf die Frage: was ist die Materie? Wie das Schwerdt des Helden den gordischen Knoten auflösete, eben so würde ein Aristoteles mit dieser Frage verfahren haben, wenn sie seinen Scharfsinn nur nichts als unverständliches übrig gelassen hätte. Muth und Herz dazu hatte der Weltweise.

Man gebe denn der Frage, wenn man nicht gleich erklären kann, eine andre Gestalt, vielleicht kommt man denn auf den Grund. Ist die Materie ein thätiges, würkendes Principium; oder ist sie leblos und leidend? Eins von beyden läßt sich nur denken. Im letzteren Fall ist ein andres belebendes Principium da — ein

Principium Hylarchicum, die Seele der Welt, die Natur, Gott. — Im erstern wird diese lebende thätige Materie, wenn sie begreiflich werden soll, ein Subjekt seyn müssen, dessen Natur oder versammlete Kräfte, die Erscheinungen würken — Folgen seiner Natur. —

Bey dem Hylozoismus also, müßte man auch wohl annehmen, daß die bildende Kraft der Materie eigentlich nur eine Einige, oder die Kraft der ganzen Natur, seyn könne, wenn sie gleich in verschiedner Disposition verschiedne Würkung äussert; — immer eine nothwendige Bedingung bey der Plastick der Natur — das Saamkorn der Pflanze würde sich nicht ausbilden wenn die Natur nicht durch Luft, Regen, Wärme der Sonne das Licht — ihre Kräfte verwendete, sie zum Stand der Vollkommenheit zu bringen; und da sie diese Stufe erlangt hat, bereitet sie durch eben diese Kräfte — Methoden — oder wenn man lieber will, durch die auf verschiedne Art bestimmte Kraft, die besondre Natur eines Saamens in den Kapseln dieser Pflanze, nach welcher sie wieder in ähnlicher Art zum Vorschein kommt. Es scheinen also noch weiter, die besondre Formen dieser Plastick, die verschiedne Classen organisirter Wesen, unter der gegebnen Bedingung, der verschiednen Disposition der Materie, oder nach Verschiedenheit der Theile der Natur, so und nicht anders möglich, oder dergestalt nothwendig zu seyn. Unterscheid der hypothetischen und absoluten Nothwendigkeit, kann hier insonderheit wohl nicht in Anschlag kommen. So zeugt

die Natur nicht Wallfische in unserer Ostsee, keinen Elephanten neben unsern Stieren, und keinen Neger unter uns weißen Menschengesichtern. Der Schwarze bleibt ewig schwarz, wenn er in seiner Race sich fortpflanzt; er darf nicht unter der Linie wohnen, wohnt auch nicht; der negrisirte Portugise muß aus den Ahnen der Schwarzen seine Metamorphose geschöpft haben. Unsre Kenntniß in der Physik — der vortreffliche Verfasser einer Abhandlung in Engels Philosoph vor die Welt, erklärt sich hierüber mit Recht so — reicht zur Zeit nicht zu, den Schleyer der Natur aufzudecken. Mir scheints vermuthlich, daß diese Verschiedenheiten schon in den ersten Bestandtheilen, nicht allem in der diversen Ausbildung oder Auswicklung nach Lage und besondrer Stellung und Beschaffenheit unsrer Erde — ihren Stand gegen die Sonne und gegen die andren Weltkörper — Grund habe. Aber so wie es gewiß ist, daß solchergestalt die Natur nur im Ganzen würkt und auch nur im Ganzen bildet und organisirt, so kann man fragen: woher kommt nun eigentlich die Verschiedenheit der Theile, oder die Einrichtung der Theile in der Natur? Ist sie eine ewige nothwendige Einrichtung, eine ihr eigne substanzialische Form, durch die sie bestimmt ist, unzählige von ihr abstammende Formen hervorzubringen? oder ist alles dieses zufällig? Ist die Natur, die Welt, das Ganze ein organisirtes, ein vielleicht beseeltes Wesen, ein Thier, so in seinem Schoos unendlich verschieden, ihm nicht gleiche — aber doch nicht unähnliche — Thiere erzeuget? Sind die dem Anschein nach un-

unbeseelte Massen nicht nöthige Werkzeuge, die sie auch gebraucht, ihre Automaten hervor zu bringen, zu erhalten? Wer wird entscheiden! vielleicht ein strenger Nachfolger Leibnitzens. Wie! wird man uns sagen, hier sind nichts denn Erscheinungen. Nun ein Phaenomenon substantiatum mag ich freylich noch nicht vor die Substanze selbst nehmen — aber die Würklichkeiten vom sogenannten zweyten Rang, lassen sie sich ohne die erste selbstständige Würklichkeit gedenken?

Ohne mich auf ontologische Spitzfindigkeiten einzulassen, wird der Freund des Hylozoismus sagen, laßt uns wenigstens aus den Fußtapfen der Natur schlüssen, wie sie etwa zu gehn gewohnt ist — laßt uns auch hier den Grundsatz der Aehnlichkeit nützlich anwenden — vielleicht mineralisirt die Natur und fertigt Metalle auf eben die Weise, als sie die Vegetation und Erzeugung der Thiere veranstaltet; vielleicht ist eine Classe der Wesen, der andren unzertrennlich nothwendig, oder es gefällt ihr wohl gar, zuweilen eine Pflanze aus dem Mineralreich, ein Thier aus einer Pflanze zu ziehen? Seht den Baum der Diana, seht die Thierpflanze; jenes, obwohl ein Produkt der Kunst, doch auf die Grundlage der Natur gebaut; dies ein wahres Werk aus ihrer Hand allein; beschaut die vielfachen Arten der Polypen; unterwerft sie eurer Neugierde und der Zerstükkung — erwartet getrost ihre Ergänzung — und alsdenn zweifelt noch an der Richtigkeit dieses Systems.

Es ist nicht nöthig, daß wir uns allein auf die der Materie wesentliche Bewegungskraft berufen; aber zugestehn müßt ihr sie doch. Ueberall wo Materie ist, ist Bewegung, der Fluß der Dinge ist unaufhörlich, die Natur kennt alle Arten derselben. Die Oscillation mag als der kleinste Anfang oder die erste Modulation derselben vielleicht angesehn werden. Aber die Methoden der Anwendung werden uns freylich nie so sichtbar werden, als wir wünschen. So wird z. E. zur Erzeugung einer Miner ein andrer Stoff, ein andrer Grad der Hitze, eine andre Saturation, eine andre Nahrung erfordert, als vor eine Pflanze. Das Studium der Natur kann unsre Muthmaßungen allein bestärken; aber freylich zur Zeit keine metaphysische Demonstration aufbauen. Haben die Chymisten recht, so zeigt der Baum des Martis von Lemery, sogar Früchte und Blätter über dem Liquor. Man hat einen Prozeß, da Gold, in aqua regis aufgelößt, zu einigen Loth Quecksilber gegossen wird, nach der Erfindung des Petit; eine ähnliche Erscheinung in der Phiole wird erfolgen, Scheingewächse! werdet ihr sagen. Freylich wohl; aber woher diese dem lebenden Gewächs so große Aehnlichkeit?

Reimarus in seinem Werk über die Kunsttriebe der Thiere äussert eine Muthmaßung, daß die neuen Keime, durch eine neue Aussprossung von Nerven und Gefäßen der Mutter entstehn, daß durch die Befruchtung, deren die meisten Thiere zur Fortpflanzung bedürfen, der Trieb zum Aussprossen gleich einer Entzündung in der

Mut-

Muter erregt, und dem jungen Abkömmling die Kraft mitgetheilt werde, durch eignen Lebenstrieb, Herzensschlag ꝛc. zu bestehn, sich von der Mutter zu trennen, und so ausgebildet zu werden; es wird, sagt er, dem Schöpfer nicht schwerer werden, Kräfte zu stiften, die Gefässe und Eingeweide bilden, als die welche Schneeflocken und Crystalle bilden konnten; was eine solche Kraft sey, könne er weiter nicht erklären. Aber welche Meinung könnte allgemein angenommen werden: obgleich die ganze Welt, selbst wider ihren Willen davon regiert wird. Welcher Satz leidet nicht Einwendungen, Widersprüche; die Stärke der Dialektik in der Critik der Vernunft muß uns selbst davon überzeugen. Die Freunde des leeren Raums oder absoluten Raums müssen durchaus der Materie, oder den Bestandtheilen den Prinzipien der Körper Kraft beylegen, und ohne die anziehende Kraft, vielmehr Schwerkraft, könnte die Welt des Newton nicht bestehn; wenn sie gleich nicht als wesentlich oder physisch inhärirend von ihnen aufgeführt wird. Die Anhänger des vollen Raums werden noch weniger fürchten dürfen: eine einmal vorhandne Bewegung, ein ewiger Nisus in den kleinsten Theilen der Materie verhältnißmäßig in unendliche Formen vertheilt, kann der Bewegung nicht hinderlich seyn, man müßte sich die Impenitrabilität unter dem Bilde harter elastischer Körper gedenken. Dem erstern, dem Anhänger Newtons hingegen, wollte man entgegen setzen, daß entgegen würkende Anziehungen die Bewegung aufheben müßten. Wenn wir die Materie aus diesem Gesichtspunkt noch

wei-

weiter betrachten, so werden wir finden, daß sie sich unsren Augen freylich als keine einförmige Masse darstellt; und aus bloß mechanischen Gründen werden alle Abändrungen in derselben nicht leicht erklärt werden können. Die Geschlechter und Arten der einzeln Wesen scheinen sich auch dem gemeinen Menschenverstande hiewider aufzudringen. Es wird also eine würksame Kraft, eine Lebenskraft durch alle Materie verbreitet seyn; und man müßte sich diese als etwas wesentlich, würkliches beständig darinn vorhandnes, nicht als einen Modum derselben gedenken; wohl aber ließe sich die Geschwindigkeit, womit die Bewegung würkt, als ein Modus der Kraft, (so wie etwa die Form oder Figur als ein Modus der Ausdehnung angenommen wird) gedenken. Und wenn, wie ich schon zum Theil vorher angemerkt habe, die Ausdehnung ohne Bewegung im vollen Raum dem Verstande vorgestellt wird, so müßte die Stätigkeit der Materie, die Würklichkeit der Theile ausschliessen; es ist alsdenn kein Grund, der die Ausdehnung einschränkt, die Formen determinirt; die Extension bleibt demnach auch dieserhalb eine beständige Bestimmung, die in der Materie oder ihrer thätigen Kraft gesucht werden muß.

Was würde überdem aus einem unthätigen Subjekt werden, das ohne fremde Kraft nicht bewegt werden kann? Wenn eine Kraft auf etwas agiren soll, so muß auch eine Reaction da seyn. Ist diese nicht bey der Materie vorhanden, und ist die Reaction nur da, mittelst

telst einer äussern Ursache, so ist die Materie gleich einem Ding, das nicht da ist; oder welches einerley ist, es kann alles erfolgen, ohne daß sie da sey; daß eine thätige Kraft ein bloß leidendes Subjekt bearbeiten könne, ist mir wenigstens nicht wohl faßlich: vis inertiae, faule, todte, widerstehende Kraft, möchte wohl nur eine Abänderung, eine Modifikation der thätigen seyn. Wenn wir endlich aus unsern Schlüssen so viel heraus gebracht haben, so würde man fordern können, anzugeben, wie sich diese thätige Kraft würklich darstelle: wenn ein System sich gleichsam versinnlichen läßt, gewinnt es sehr viel. Sollte nun auch hievon meine Meinung zu sagen, nicht in der Lichtmaterie, in der elektrischen Materie schon etwas befindlich seyn, welches uns zur Erklärung der mehrsten Erscheinungen gnügen könnte? Nur mit ein paar Worten will ich doch einiges berühren. Zuerst daß das Licht zum Leben, Wachsthum, Empfindlichkeit der Pflanzen unentbehrlich, ist durch Versuche bestätigt. Der allgemeine Einfluß der Lichtmaterie — des Aethers — wird wohl von wenigen widersprochen. Die elektrische Materie ist vielleicht eine Modifikation derselben; sie wird vielleicht dann am merklichsten, wenn das Gleichgewicht dieser feinen Materie hergestellt werden soll. Sie scheint das Uebergewicht in der Natur über andre Kräfte deshalb zu haben, weil sie mit ihnen nicht homogener Beschaffenheit ist, und daher mit ihnen nicht selbst weder ins Gleichgewicht treten, noch aufgehoben werden kann. Sie scheint überdem nach allen Direktionen zu würken. Wenn z. E.

die

die Feuertheile durch sie rege gemacht werden, so ists wahrscheinlich, daß solches daher rühre, weil die elektrische Kraft in die feinste Poren der Körper dringt. Und obgleich angenommen werden will, daß die Bewegung dieser kleinen Feuertheile, oscillatorisch oder vibratorisch sey, so ist sie doch der elektrischen Kraft nicht entgegen, als die nach allen Seiten würkt, und zwar mit der erstaunlichsten Geschwindigkeit — in die größten Entfernungen — würkt. Ob unser Nervensaft ein elektrisches Fluidum, in wiefern die ätherische, elektrische Materie als der Brunnen der Lebens- und Empfindungskraft anzusehen sey, gehe ich jetzt vorüber. Ich habe die vortreflichen Preisschriften über die Grundkraft gelesen, die den Beyfall der Gelehrten abnöthigen, man müßte denn in das gegenseitige System verfallen. Obwohl ich nun zum Theil hier einen andern Standpunkt aus dem Gebiet der höhern Naturlehre annehme, so wäre es doch eine Frage, die der Beantwortung nicht unwerth scheint: ob denn die Materie würklich so unedel angesehen werden müßte, daß man bey dem Theismus sie nicht zu einem Wesen, das in der unendlichen Natur auf einige Weise gegründet sey, annehmen könne, als etwas, wodurch in dieser Natur die körperlichen Erscheinungen möglich und würklich werden? Die Körper, oder die Erscheinungen sondre ich hievon ab, wenn ich mir diese Kraft als einen reinen Verstandesbegrif gedenke. Ob man aber solchen soweit verfeinern und abziehen könne, will ich lieber der Einsicht eines großen Weltweisen über-

überlassen, als daß ich wagen sollte darüber etwas bestimmtes zu sagen. Malebranche nahm an, wir sehn alles in Gott. Und wenn ich mir diese Vorstellung versinnlichen soll, müßte ich mir die Materie gedenken, wie sie die Strahlen des göttlichen Lichts reflectirt, wie sie alles uns darstellt, was in seiner Vorstellungskraft ist. Hier muß nun Räsonnement über Zeit und Raum eintreten. In Absicht unsrer gegebnen Erkenntnißart scheinen sie mir allerdings nothwendige Bedingungen derselben zu seyn, mithin zu den Erscheinungen zu gehören; wenn der Verstand das beständige und fortwährende abzieht, so müßte ihm die unendliche Dauer und die unendliche Ausdehnung überbleiben, die sich in der Summe der Phönomene — als das Substanzialische ausdrückt. Wie reine Naturwissenschaft möglich ist, darüber bin ich mit dem berühmten Verfasser der Prolegomenen zu einer jeden Metaphysik völlig einig.

Vielleicht verrathe ich dadurch, was ich eben angeführet habe, zu viel philosophischen Synkretismus: dahingegen mit dem Emanationssystem, mit der Lieblingslehre der Alten, die selbst in die Religion aufgenommen war, möchte meine Meinung von der primitiven Kraft der Materie — einerley mit der Forma Substantialis — sich eher vereinigen lassen. So dachte man sich vielleicht unter dem berufnen Lehrsatz des Pythagoras, vor dessen Erfindung er eine Hekatombe opferte, das Universum.

Das

Das Quadrat stellte die wirkliche Welt — die Summe der Erscheinungen — vor; der eine Kathete war absolute thätige Kraft, der andre druckt die leidende aus, von welchem das Quadrat der Hypothemise das Resultat war. In den Religionsbegriffen der orientalischen Völker, selbst der Juden, herrschte solche Vorstellungsart unstreitig. Die Schriften der Rabbinen legen davon tausend Zeugnisse ab: etwas anzuführen würde vor den eingeschränkten Raum dieser Blätter nicht statthaft, auch sehr übrig seyn, in Ansehung des berühmten Mannes, an den solche ursprünglich gerichtet sind. Die Schechina, die sieben Sephirot und einige kabalistische Gebete, können davon leicht einem jeden Ueberzeugung verschaffen. Ich breche hievon um so mehr ab, da an diesem Ort nicht die Rede ist von dem vollkommensten Wesen, nicht von den moralischen Eigenschaften, der ersten Grundursach, sondern vielmehr von ihr als den physischen Grund der Dinge. In unsere heutige Begriffe von den Vollkommenheiten des unendlichen Wesens, ist aus dem Gebieth der Metaphysik, so wie wir sie zur Zeit haben, nichts verpflanzt: vielmehr sind solche Produkte eines andern Bodens. So kann auch z. B. die Gewahrnehmung einer weisen Vorsehung entstehn, wenn der Denker im Stande ist, einen universalistischen Blick — daß ich so reden darf — auf die Geschichte ganzer Völkerschaften zu thun, auf die besondre Vorbereitungen zu ihrer Größe und zu ihrem Fall; selbst eigene Beobachtungen und Erfahrungen nähren

und

und stärken diese Begriffe, so daß er mit der höchsten moralischen Gewißheit den Satz feststellt: es ist eine weise Vorsehung. In diesem Verstande giebts eine Philosophie der Geschichte: aber eine Philosophie der Natur wird erst Fakta sammlen, Erfahrungen und Beobachtungen darüber anstellen, und dann Schlüsse und Grundsätze daraus ziehn. Wenn ihr erst genau wissen werdet, wie die Luft in den Körpern sich figirt ꝛc. wie die Assimilation bewürkt wird ꝛc. denn werdet ihr die Kräfte der Natur näher kennen und ausmessen, vielleicht endlich ihre ganze Energie begreifen. Welchen Weg wird man sonst betreten, von der ersten Ursache, oder wenn man will, von der Grundkraft, vor die menschliche Einsicht mit einiger Zuverläßigkeit Befriedigung zu finden? Muß man vielleicht aus der Metaphysik die Begriffe von den einfachen Dingen in die Naturlehre hinübertragen, oder wird man sichrer gehn, aus den Erscheinungen auf die Kräfte und das, was eigentlich nicht Körper ist, zu schliessen? *)

Ich

*) Wenn die Schule den Körpern gewisse Eigenschaften beylegt, so sollte sie dieselbe nicht auf die Materie übertragen. Materie müßte man nur ansehn, als das, welches die Würkung einer Ursach darstellt, und den Grund unsrer sinnlichen Anschauung zugleich ausmacht.

Ich glaube nicht vor mein Theil, daß so-wohl die τα ὀντος ὀντα, die Selbstständigkeiten des Plato noch die Monaden des Leibnitz, Haltung genug vor dem Forscher haben. Aber ich wiederhole es mir selbst, daß es freylich Schwierigkeiten giebt zu entscheiden, ob die Materie etwas gleichsam todtes, wüstes und leeres sey, das keine Kraft hat: nur wer kann sich von solchem Ding — oder Unding — einen Begriff machen, wie kann sie denn taugen, Formen aus ihr zu bilden? Weiter würden Folgen dieser Meinung seyn, daß überhaupt alle Formen Veränderungen und Bewegung allein aus Gott entspringen; eine jede Würkung ist Gottes Würkung; man müßte endlich die Wirklichkeit der Materie und Körper ganz aufheben — alles in Gott sehen. Leget man hingegen der Materie elementarische Kräfte, bewegende — plastische bey, so rühren daher alle Veränderungen, sie kann als das einige Grundwesen angesehen werden. Und so kann man aus verschiedenen Grundsätzen beynahe auf einerley Folgen kommen. Auf die Frage: wie kann das einfache, unausgedehnte Ding, in ausgedehnte Dinge würken, ohne selbst eine Art der Ausdehnung anzunehmen? läßt sich auch nicht viel Befriedigendes sagen. Wäre es nicht begreiflicher, dem Verstand statt des absolut einfachen — einen mathematischen Punkt gleichen — Dinges, ein Ding oder Wesen zu substituiren, das nach seiner Natur nur ein Ganzes, Untheilbares, Einiges wäre; zugleich die einzige unendliche Kraft; die unendlich verschiedene Bestimmungen und Anstrengungen dieser Kraft, machten

die scheinbare Menge der unterschiedenen und zum Theil unter — oder zusammengeordneter Kräfte -- aus. Hier wäre keine wahre Theilung, in Beziehung auf die Kraft selbst anzunehmen nöthig, sondern nur ein scheinbarer Unterscheid, in Ansehung der unendlichen Erfolge aus dieser unendlichen einfachen Kraft, unter einander oder beziehungsweise.

Ich schliesse diesen Aufsatz mit einer Anmerkung, zur Erläuterung dessen, was ich von dem nothwendigen Nebeneinanderseyn der Klassen von einzelen Wesen gesagt habe. Es ist allerdings gewiß, daß diese und jene Gattung und Art nicht bestehen könnte, ohne diese und jene neben ihr befindliche Klasse. So ernährt sich das Schaaf, der Stier, das Pferd von einer besondern Anzahl von Pflanzen, und das oft verachtetste Insekt erhält seinen Antheil sowohl von der thierischen als vegetirenden Natur; aber das ganze System darf nicht leiden, wenn Schemata in denselben abgeändert werden, oder einige Gattungen gar wegbleiben sollten. Wir sehen diese Wahrheit bestätigt aus den Resten der jetzt unbekannten Seegeschöpfe, aus aufgefundenen Zoolithen ꝛc. von denen auch auf der trocknen Oberfläche unseres Wohnplatzes, unter den bekannten Gattungen, kein Exemplar Aehnlichkeit hat. Die Energie der Natur kann vielleicht noch weiter gehen; wer kann wissen, und welche Geschichte wirds aufbehalten, was sie kann und vermag.

Und wie schön drückt sich der Dichter aus, der die Ausbildung des Ganzen, in seinen Büchern der Verwandlung so mahlerisch schildert, wenn er sagt:

Nec perit in tanto quidquam, mihi credite, mundo
sed variat, faciemque novat, — — —

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Wie schwer es ist, der Natur, allein in den Labyrinthen der Metaphysik ihre Geheimnisse abzufragen, solches zeigt das Beyspiel eines berufnen Weltweisen, dessen Ruhm so zweydeutig, als sein Scharfsinn entschieden anerkannt worden. Seine Sittenlehre scheint im Ganzen ein Produkt der stärksten Anstrengung des menschlichen Verstandes zu seyn; aber in den einzeln zuweilen mangelhaften Theilen, zuweilen durch den Enthusiasmus vor die höchste Erkenntniß zu sehr — wie ein gothisches Gebäude mit Zierathen — überladen mit Beweisen.

Man sieht es dem Werk an, daß die letzte Hand daran nicht gelegt ist. Wäre dies geschehen, so würde es vielleicht von scheinbaren Kollisionen — der Quelle mancher Folgen, die man nicht immer mit gleichem Recht daraus herleitet — befreyt worden seyn. Auch selbst hat man in der sogenannten neuern Weltweis-

heit, einzelne Stücke seines Systems genutzt, und den Auffinder der Wahrheiten — gesegnet nicht genannt. Man sollte glauben, daß Leibnitz und seine Schule diesem System mehr als dem Jordanus Brunus zu danken habe. Selbst noch einige neuere Versuche, die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen, gründen sich auf Sätze Spinosens.

Ich berühre diesen Gegenstand nur obenhin. Moses Mendelsohn, in seinen philosophischen Gesprächen, kann dem Weltweisen seiner Nation vielleicht mehr Vertheidigung und Eingang verschaffen.

Es hat mir unterweilen selbst so geschienen, daß die Folgen aus diesem System eben diejenige wären, die mir mein philosophischer Freund anzeigte, auch glaube ich, daß nicht von ihm allein auf dasselbe Rücksicht genommen ist. „Selbst sind mir oft die Schwierigkeiten, in Absicht der Verschiedenheit der denkenden Wesen aufgestossen, die sich von einander unterscheiden, und als Subjekte schlechthin sich selbst betrachten.“ Was von Bredenburg, Bayle, Wolf, Jariges gegen Spinosen geschrieben worden, ist mir nicht unbekannt geblieben, so wie dasjenige, was Boulainwilliers, Oliwet u.a.m. über seine Grundsätze gedacht haben. Bey alle dem sollte ich doch nicht gänzlich überzeugt seyn, daß die Folge, Gott und die Natur sey

eins

eins, in allgemeiner Bedeutung darinn liege. Doch wir wollen Spinosen selbst hören: der Tiefdenkende, zur Sache aufgelegte Richter, möge alsdenn auch selbst urtheilen.

In der Sittenlehre (70) unterscheidet er die ursprüngliche Natur, von der entsprungenen, ausdrücklich. Schon gestand der Herr von Wolf ihm dieses zu. (33) Eine Anmerkung zum Beweise des eilften Satzes scheint mir ganz Apologie gegen die ihm gemachte Anschuldigung zu seyn. Ferner: (103) in Gott ist nothwendig ein Begrif zu finden, sowohl von seinem eignen Wesen, als von alle dem, so aus seinem Wesen nothwendig folgt. Ein gleiches (105) im Beweise des Satzes.

Da nun aber die Seelen Modifikationen einer unendlichen Eigenschaft der Substanz sind, und ihre Schranken nichts anders zulassen, als Vorstellungen desjenigen, was in dem Körper vorgeht, welcher der Gegenstand ihres Begriffs ist, so muß nothwendig diese Weise als abgesondert und eingeschränkt erscheinen. In so fern ist in Gott selbst ein Begriff dieser sinnlichen undeutlichen Weise zu denken, mit allen ihren Verhältnissen, das ist der menschlichen Seele gegenwärtig. Spinosa scheint eine doppelte Art des Verstandes anzunehmen, eine endliche, wie sie sich durch alle Stuffen der Modifikation darstellt, und eine unendliche der unend-

endlichen Eigenschaft nach, d. i. der Kraft nach, die unendliche Schemata Perzeptionum auf endliche Weise durch sich operirt.

Wenn man demnach einwirft, die denkenden Wesen betrachten sich als aussereinander, so ist dies von ihnen als Modifikationen ungezweifelt, aber die unendliche Eigenschaft des Denkens faßt und erkennt alle diese ihre Modifikationen. Wie aber die Eigenschaften in den Dingen sind, das wissen wir nicht. Noch drückt Spinosa (612) sich so aus: Gott ist nicht allein die Ursach von dem Daseyn dieses oder jenes menschlichen Leibes, sondern auch von dem Wesen desselben, so daß dieses durch das Wesen Gottes muß gedacht werden. So sagt er auch: Gott kennt die kleinsten Theile der körperlichen Zusammensetzung. Also, nach ihm freylich zwiefache Art der Extension! eine der unendlichen Kraft nach, die von einigen die gedenkbare, unkörperliche Ausdehnung genannt wird; die andre in der Erscheinung; modificirt; gleichsam auseinander in Theilen außer Theilen. — Demnach ist hier auch nach Spinosen Unterscheid der innern und äussern Natur. — —

Meine Betrachtungen über das Fundament der Kräfte, wie sie im ersten Abschnitt vorgetragen sind, beziehen sich insonderheit auf Erscheinungen, und sind größtentheils aus der höhern Naturlehre und Chemie gezogen; das Lehrgebäude

bäude Spinosens kommt also nur ganz zufällig in Anschlag. Ich habe gesagt, sein System schiene mir eines Theils unvollständig; mangelhaft. Und dies zeigt sich besonders darinn, daß er den Menschen, als einen Theil der Natur darinn fast allein aushebet und bearbeitet; warum dehnt er sich nicht aus über ganze Weltkörper und Systeme? Muthmassungen von seiner Denkungsart hierüber, lassen sich aus einigen Stellen wohl herleiten. — So sagt er, z. E. vom menschlichen Leibe: er glaube, daß derselbe mit vorausgesetzter Beybehaltung seiner edlern Theile, fast ganz verändert oder verfeinert werden könne. — Ich wünschte gewiß eine nähere Prüfung seines Lehrgebäudes durch einen scharfsinnigen Weltweisen, vielleicht würde man dasselbe alsdenn noch mehr nützen können, als es bereits geschehen ist; besonders in Beziehung auf die noch zur Zeit sehr seicht vorgetragenen Sätze, ob und wie in Gott eine Succession zu gedenken? Wie sich Spinosa das Denken unter der Modifikation und das Denken unter der unendlichen Eigenschaft vorgestellt habe? Ob eine unkörperliche Ausdehnung, die d'Argens gegen Olivet bestreitet, nicht gedenkbar sey? Sie unterstützt wenigstens die Einbildungskraft, wenn man sich die Allgegenwart in der Erscheinung gedenkt. Der Herr von Wolf nimmt in der Widerlegung Spinosens an, daß diejenigen, welche Gott einen Körper beylegen, sich einigermassen der Meinung des erstern nähern. Wenn nun aber ein Mechanismus, oder ein allgemeiner mechanischer Zusammenhang in einer

vor sich selbst rohen unthätigen Materie da ist, so muß eine jede Veränderung, eine jede Wirkung darinn, von einem einzigen wirkenden Prinzipium herrühren. Die Anlagen dieser Instrumente und Organe müßten das nehmliche Prinzipium zum Grunde haben. Dieser Schwierigkeit zu entwischen, kann man keine abgesonderte einzelne Kräfte setzen, sie müssen ein Subjekt haben, dem sie inhäriren. Eine uranfängliche mit eins geschehene Projektion in der Materie läßt sich der unaufhörlich vorkommenden Veränderungen wegen noch weniger gedenken.

Newton, das Idol seiner Nation und seiner Zeiten, sagte in seiner Optik, 20ste Frage: Gott sehe im unermeßlichen Raum, gleichsam als in seinem sinnlichen Werkzeuge alle Dinge, und durchschaue solche im innersten, dagegen wir nur in unserm Sensorium die Bilder der Dinge empfangen und erhalten. Andre Stellen seiner Schriften zeigen hievon mehr. In der That ists uns nicht faßlich, wie in dem verständigen Grundwesen abgezogne allgemeine Begriffe — die wir uns formen, weil wir nicht alles übersehn können — existiren sollten oder könnten. Zieht man sich wieder zurück, unter dem Schutz der Elemente, so wiederhole ich das, was ich Anfangs berührt habe. Und sind denn diese Elemente vor der Zeit und auf eins — wie man wenigstens mit Leibnitz annehmen muß — entstanden: so setzt man eine Zeit, auſ-

ser

ser der Zeit; oder sind sie von Ewigkeit, so haben sie von Ewigkeit würken, Erscheinungen darstellen müssen. Könnte man sie nicht lieber als Kräfte eines Substratum ansehn, das sie modificirt und in unendlichen Reihen von so genannten nähern Ursachen und Würkungen, zu Darstellung des Universums anwendet? denn der Unterschied der Wirklichkeit vom ersten und zweyten Rang, scheint nicht die Schwierigkeiten zu heben, die über das Daseyn der einzeln Dinge und Naturstücke entstehn müssen; nur in der Grundsache muß man die Quelle der erstern suchen, und ohne Mitwürkung oder Einfluß ihrer, kann selbst, nach Leibnitz, die Erhaltung der letztern nicht erfolgen: reducirt sich alle Erscheinung auf diese.

Noch ein paar Worte. Eine Grundthätigkeit, eine Kraft im ganzen Universum, setzt immer ein Subject voraus, in dem solche befindlich seyn muß, sonst könnte die analoge Erscheinung im Ganzen nicht geschehn. Weltseele, allgemeines Lebensprinzipium, progreßifisch vertheilt nach Zeit und Raum, müßte nach vorhandnen Formen, allenfalls nicht viel mehr oder viel anders bedeuten, als die Meinung von der Ur oder innern Welt, (Mundus archetypus) und der äussern.

Möchte doch die Grundwissenschaft zu einem höhern Grad der Vollkommenheit gelangen;

gen; das ist mein herzlicher Wunsch! Sollte es aber ausserhalb der Sphäre unsres Denkvermögens seyn, über das Fundament der Kräfte, gewisse zweifelsfreye Aufschlüsse zu erlangen, so haben wir doch von dem allervollkommensten Wesen, das wir anbeten, zu erwarten, dasselbe werde uns stets mit einem solchen Maas des Lichts, als unsre Augen ertragen können, beglückseligen.

Epikrise.

Epikrise.

Noch ein paar Worte! die Geduld des denkenden Mannes glaube ich nicht zu ermüden; ich habe meine Betrachtungen über das Fundament der Kräfte, in eine sehr enge Peripherie geschlossen. Unermeßliche Gefilde bleiben den Aussichten hier noch offen. Auch hat diese unbedeutende Schrift keinen andern Zweck, als diejenigen aufzuregen, welche noch immer mehrere forschende Blicke wagen wollen. Doch wünschte ich sehr, daß die Ferngläser der physischen Kenntnisse dabey dem Auge zur Hülfe kommen könnten. Alsdenn laßt uns abgezogene Begriffe, oder wenn wir's so nennen wollen, unsern Reichthum an reinen Vernunftwahrheiten überzählen. Wenigstens werden wir das Resultat unsrer Schätze zuverläßiger herausbringen und uns vor Eitelkeit bewahren. Laßt uns in der Anwendung hievon ein Beyspiel sehn; ich bestimme in demselben nichts, aber erlaubt sey es mir, mein Räsonnement vorzulegen; ich zweifle nicht, daß ein andrer die Sache auch von einer andern Seite ansehn werde.

Es ist bekannt, daß die neuern Weltweisen, insonderheit Leibnitzens Anhänger, der Welt gleichsam ein zwiefaches Daseyn ertheilen, einmal ein vorhergehendes im Verstande Gottes, und denn ein nachfolgendes in der Hervorbringung oder Darstellung, nach seinem ewigen Rathschluß. Es wäre gut, wenn man sich über die Existenz der Dinge bloß im Verstande deutlicher erklären könnte; und wenn man von Gott annehmen muß, daß in ihm füglich keine andre als realisirte Vorstellungen vorhanden seyn werden, so eröffnet sich in einem solchen Plan der Welt in Gott, der doch nicht anders als würklich seyn kann, der Mundus Architypus. Hier möchte ich mich gelegentlich von den Freunden der Monaden in Leibnitzens Sinn belehren lassen, was die Existenz derselben, wenn sie früher als Erscheinungen gedacht werden muß, vor ein Spiel gewürkt habe. Ich gestehe, mir ist der vapor intellectualis der Stoicker, aus dem sie ihre Sonne machten und ernährten, begreiflicher, als die durch Monaden begeisterte Materie. Gegentheils lege man diese Subtilitäten vor der Hand zurück, und um über die Kräfte der Materie etwas mehr verständliches zu sagen, so hebe man etwa zu seinem Vorwurf die Elektricität aus. Ausser einer Menge von Erfahrungen und Wahrnehmungen wissen wir auch dieses: z. E. daß es Personen bey Nacht oder im Dunkeln geschienen hat, als wenn ein heller Lichtstrahl aus ihrem Auge ginge, so daß sie einige um sich befindlich gewesne Gegenstände haben sehn, ja wohl gar lesen können; man hat bemerkt, daß einem Menschen, dem die Hirnschädel

schädel fehlte, nach seinem Bericht aus den Augen ein Licht fuhr, wenn ihm das Gehirn gedruckt wurde, und verfuhr man mit dem Druck ferner, so wurde er endlich seiner unbewußt. Man hat auch gesehn daß das elektrische Fluidum die Vegetation befördert — vielleicht mit dem Licht in Verbindung steht — dessen Abwesenheit hingegen den sogenannten Schlaf der Pflanzen hervor bringt ꝛc. Dieses und andres zusammen genommen giebt uns einen großen Begriff von den mächtigen Erfolgen, die allein durch die Elektricität hervorgebracht werden. Wir finden auch in der Natur keine bekanntere Kraft, die als eine solche ihr entgegen würken, oder sie solchergestalt aufheben könnte: vielmehr tragen die größten physischen Ereignisse das Siegel derselben.

Wenn ich demnach die Methode vorschlage, die Abstraktionen über das Fundament der Kräfte nicht früher in ein Ganzes zu sammlen, und sich ein System zu bauen, bis man über die Eigenschaften der Materie aus der Naturlehre so viel Erfahrungssätze gezogen hat, daß man sie in allgemeine zu verwandeln im Stande ist; so hoffe ich doch nicht den unzuverlässigsten Weg vorgeschlagen zu haben. Würde man am Ende herausbringen, daß ein allgemeines würksames Lebensprincipium da sey, so ist dies freylich Hylozoismus — deshalb an sich nicht gefährlich. Man nehme sich die Mühe zu lesen, was die französischen Encyklopädisten selbst in dieser Rücksicht zugestehn. Und in so lange kann ich die große Frage: ob die Gottheit die

einzeln Kräfte in ihrem eingeschränkten Zustande erhalte; und ob die Erkenntniß der endlichen Wesen, die in ihr ist, nicht als ein wesentlicher Theil ihrer unendlichen Erkenntniß angesehen werden könne, noch ruhen lassen.

Man verzeihe mir die Kühnheit über einen Gegenstand flüchtige Blicke geworfen zu haben, der von den Einsichten großer Männer bereits beleuchtet ist; und wovon ich nach dieser Voraussetzung hätte schweigen sollen.

Ich werde noch Rechenschaft abzulegen haben, aus welchen Gründen ich im ersten Abschnitt dieser Verhandlung die Meinung geäussert hätte, daß die Erzeugung der Metalle dem gemeinsamen Fortpflanzungsgesetzen unterworfen wäre. Also! die Gründe meiner Hypothese sollen kurz abgezählt werden; um die enge Peripherie nicht zu überschreiten: die Entscheidung sey immer noch einer höhern Kenntniß der Natur, der höhern Chymie und Analyse der Grundstoffe aufbehalten!

Man wird bemerken, daß überhaupt die Metalle in Form, Lage und Gewebe ihrer Theile, so wie zugleich in ihrer Matrice und den Eingeweiden der Erde stets gleichförmig gebildet werden; woraus man schon an und vor sich auf beständig sich ebenmäßig gleichförmigbleibende Urprinzipien nach meiner Meinung analogisch zu schliessen, nicht verfehlen wird. Wenn man weiter bedenkt, daß in der Natur alles stufenweise zu seiner Zeitigung und Reife gelangt, so

könnte

könnte man vielleicht annehmen, daß die Chrystallisation etwa die niedrigste Stufe der Organisation sey; und daß daher beständige Principien, so wie auf die Hervorbringung der Metalle, also auch auf die metallische Vegetation würken mögen. Einem geübten Chymiker will ich überlassen folgenden Versuch anzustellen:

„Man gieße auf ein paar Loth Silber, das aber fein und recht rein seyn muß, Scheidewasser, und lasse dasselbe bey gelinder Wärme ausdämpfen, so, daß nur ein ganz dicker Brey übrig bleibt. Auf dies gießt man destillirtes gemeines Wasser und schüttelt die Masse wohl um. Wenn das Flüssige gestanden und hell geworden, so wirft man in eine andre reine gläserne Phiole einige Loth Quecksilber, gießt den klar gewordnen Lyquor darauf, bindet das Geschirr wohl zu und läßt es stehn. Und dann pflegt die Erscheinung oder der Arbor Dianae nicht auszubleiben."

Wie Hombergs Anweisungen von Petit und Lemery verbessert worden, gehört nicht hieher. Auch lasse ich es an seinen Ort gestellt seyn, in wie weit die metallische Vegetation zur Bildungstheorie der Metalle selbst angewendet werden könnte. Jedoch wird man eingestehn müssen, daß die Kunst der Natur bey diesen Versuchen wenigstens eine Gelegenheit giebt, ihren Bildungstrieb an den Metallen und Foßilien würksam zu äussern.

Man kann unterdessen sein Augenmerk auch darauf wenden, daß es in der Natur eine gar sonderbare Erscheinung ist, die metallischen Substanzen gleichsam als einige nöthige Elementartheile in einer großen Menge andrer Wesen und Naturprodukte verwendet zu sehn. Und wenn demohngeachtet eben diese metallischen Substanzen gleichwohl unter sich selbst verschieden sind und bleiben, so muß ihre ursprüngliche Bildung darauf hinaus gehn, daß ihre Coction und Zeitigung, nach der Menge der hie und da im Schoos der Natur befindlichen Grundstoffe, und nach immer vor jede Art derselben gleichen Methoden vollführt wird. Im Erzeugungsgeschäfte hat freylich Mutter Natur bereits im Thierreich so vielerley Abänderungen und Processe aufgestellt; daß wir uns beynahe an ihr versündigen würden, wenn wir die Foßilien, die in ihrer Struktur, in ihrem Vehikel und in tausend andern Bedingungen sich immer und zu aller Zeit gleich bleiben, als simple Agregate homogener Theile ansehn wollten. Eben diese homogenen Grundtheile, woher ihre Bildung? diese und vielmehr ähnliche Einwürfe müssen die Antipoden dieser Meinung sich selbst machen. Soll man die allgemeine Fruchtbarkeit des Schooßes der Natur deshalb in Zweifel ziehn, weil sie in den Eingeweiden der Erde gleichsam mit Vorsatz unseren Beobachtungen sich entzieht?

Es würde auch wohl die Frage hier eintreten: ob die Metalle veredelt oder degradirt werden könnten; aber gewiß, sie könnte hiebey nichts entscheiden. Man hat selbst in diesem Zeitpunkt

vor

vor und wider die Veredlung der Metalle geschrieben; in Schriften von großem Werth und in fliegenden Blättern. Diese Linien erlauben mir nur so viel zu sagen, daß man doch der Anstrengung der Natur und ihrer Kräfte die Möglichkeit einer solchen Verwandlung schwerlich ableügnen werde. Mir wenigstens scheint die Platina hierauf zu weisen, die selbst von Cavallo und andern unter die vollkommnen Metalle gezählt wird; und mit welcher man gewiß erstaunlich viele Versuche bereits angestellt hat. Ihre Sprödigkeit, Dichte, die zusammengeschmolzenen Körner, das rostige beygemischte Wesen zeigen offenbar, daß die Gewalt der Vulkane und des unterirrdischen Feuers auf sie gewürkt haben. Würken nicht selbst im Thierreich diese ausserordentlich angestrengte Kräfte Erscheinungen, die eben so ausserordentlich sind. Eine Hündin mit einem Papageykopfe und eine menschliche Figur den Bären ähnlich, erzählen uns nur ganz neuerlich nicht unglaubwürdige Schriftsteller; laßt uns demnach im allgemeinen noch diese Anmerkung machen. Wenn wir der Natur eine plastische Kraft zugestehn, so wird dadurch die große Leiter der Wesen nicht unterbrochen; es darf keine generatio aequivoca entstehn. Sie wendet ihre Kraft an, nach Regeln und Methoden, die aus der Konstitution des Ganzen fliessen; und nach eben dieser Stellung und Regel legt sie vor jede Klasse der Wesen die ersten Anlagen und Grundmassen an, auf denen sie in jedem Centrum des Universums ihre Zeichnungen und Plane ausbaut. Und müssen wir denn nicht die erhabne Ursache, die das alles her-

hervorbringt und würkt bewundern, auch uns als ein Werk ihrer Hand nicht unwerth derselben darstellen!

Quod verum atque decens, curo et rogo, et omnis in hoc sum.

Ueber

Ueber die Buchmacherey.

Zwey Briefe an Herrn Friedrich Nikolai.

Erster Brief.

An Herrn Friedrich Nicolai den Schriftsteller.

Die gelehrten Reliquien des vortrefflichen (oft auch ins Comisch-Burleske mahlenden) Mösers fielen in die Hände seines vieljährigen Freundes, des Herrn Friedrich Nicolai. Es war ein Theil einer fragmentarischen Abhandlung Mösers mit der Aufschrift: über Theorie und Praxis, welche jenem in der Handschrift mitgetheilt worden und, wie Herr Nicolai annimmt, daß Möser selbst sie würde mitgetheilt haben, wenn er sie noch ganz beendiget hätte und wobey angemerkt wird: „daß Möser nicht allein Royalist, sondern auch, wenn man es so nennen will, ein Aristokrat oder ein Vertheidiger des Erbadels zur Verwunderung und, zum Aer-

gerniß

gerniß vieler neueren Politiker in Deutschland gewesen sey." — Unter andern habe man (S. Kants metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, erste Auflage, Seite 192) behaupten wollen: daß nie ein Volk aus freyem und überlegtem Entschlusse eine solche Erblichkeit einräumen würde;" wogegen denn Möser, in seiner bekannten launigten Manier, eine Erzählung dichtet: da Personen in sehr hohen Aemtern, gleich als Vice-Könige, auch eigentlich als wahre Unterthanen des Staats, auftreten und zwölf Fälle angeführt werden, in deren sechs ersteren die Söhne des verstorbenen Beamten übergangen werden, dafür es mit den Unterthanen schlecht steht; dagegen man nun die sechs letzteren wählt; wobey das Volk sich besser befindet; — woraus dann klar erhelle: daß ein ganzes Volk seine eigne Erbunterthänigkeit unter einem höheren Mitunterthanen gar wohl beschließen und handgreifliche Praxis diese, so wie manche andere luftige Theorie, zur Belustigung der Leser als Spreu wegblasen werde.

So ist es mit der auf den Vortheil des Volks berechneten Maxime immer bewandt: daß, so klug es sich auch durch Erfahrung geworden zu seyn dünken möchte, wenn es sich zum subalternen Herrscher wählen wollte: es kann und wird sich dabey oft häßlich verrechnen; weil die Erfahrungsmethode klug zu seyn (das pragmatische Princip) schwerlich eine andere Leitung haben wird, als es durch Schaden zu werden. — Nun ist aber hier jetzt von einer sicheren, durch die Vernunft vorgezeichneten Leitung die

Rede,

Rede, welche nicht wissen will, wie das Volk wählen wird, um seinen jedesmaligen Absichten zu gnügen, sondern wie es unbedingt wählen soll: jene mögen für dasselbe zuträglich seyn oder nicht (das moralische Princip); d. i. es ist davon die Frage: was und wie, wenn das Volk zu wählen aufgefordert wird, nach dem Rechtsprincip von ihm beschlossen werden muß. Denn diese ganze Aufgabe ist, als eine zur Rechtslehre (in jenen metaph. Anf. d. R. L. S. 192.) gehörige Frage, ob der Souverain einen Mittelstand zwischen ihm und den übrigen Staatsbürgern zu gründen berechtigt sey, zu beurtheilen, und da ist alsdann der Ausspruch: daß das Volk keine solche untergeordnete Gewalt vernunftmäßig beschließen kann und wird; weil es sich sonst den Launen und dem Gutdünken eines Unterthans, der doch selbst regiert zu werden bedarf, unterwerfen würde, welches sich widerspricht. — Hier ist das Princip der Beurtheilung nicht empirisch, sondern ein Princip a priori; wie alle Sätze, deren Assertion zugleich Nothwendigkeit bey sich führt, welche auch allein Vernunfturtheile (zum Unterschiede der Verstandesurtheile) abgeben. Dagegen ist empirische Rechtslehre, wenn sie zur Philosophie und nicht zum statutarischen Gesetzbuch gezählt wird, ein Widerspruch mit sich selbst *).

Das

---

*) Nach dem Princip der Eudämonie (der Glückseligkeitslehre), worin keine Nothwendigkeit und

Das war nun gut; aber — wie die alten Muhmen im Mährchenton zu erzählen pflegen — auch nicht allzugut. Die Fiction nimmt nun einen anderen Gang.

Nachdem nämlich in den sechs folgenden Gouvernements das Volk nun, zur allgemeinen Freude, den Sohn des vorigen gewählt hatte, so traten, wie die visionäre Geschichte weiter sagt, theils durch die während der Zeit allmählig fortrückende leidige Aufklärung, theils auch, weil eine jede Regierung für das Volk ihre Lasten hat, wo die Austauschung der alten vor

---

und Allgemeingültigkeit, angetroffen wird (indem es jedem Einzelnen überlassen bleibt, zu bestimmen, was er, nach seiner Neigung, zur Glückseligkeit zählen will) wird das Volk allerdings eine solche erbliche Gouvernementsverfassung wählen dürfen; — nach dem Eleuteronomischen aber (von der ein Theil die Rechtslehre ist) wird es keinen subalternen äusseren Gesetzgeber statuiren; weil es sich hiebey als selbst gesetzgebend und diesen Gesetzen zugleich unterthan betrachten und die Praxis sich daher (in Sachen der reinen Vernunft) schlechterdings nach der Theorie richten muß. — Es ist unrecht so zu decretiren; es mag auch noch so gebräuchlich und sogar in vielen Fällen dem Staat nützlich seyn; welches letztere doch niemals gewiß ist.

vor der Hand Erleichterung verspricht, nunmehro Demagogen im Volke auf, und da wurde decretirt, wie folgt:

Nämlich im siebenten Gouvernement erwählte nun zwar das Volk den Sohn des vorigen Herzogs. Dieser aber war in Cultur und Luxus mit dem Zeitalter schon fortgerückt und hatte wenig Lust, durch gute Wirthschaft die Wohlhabenheit desselben zu erhalten, desto mehr aber zu genießen. Er ließ daher das alte Schloß verfallen, um Lust- und Jagdhäuser zu festlichen Vergnügungen und Wildhetzen, zur eigenen und des Volks Ergötzlichkeit und Geschmack, einzurichten. Das herrliche Theater sammt den alten silbernen Tafelservice wurden, jenes in große Tanzsäle, dieses in geschmackvolleres Porzelain verwandelt; unter dem Vorwande, daß das Silber, als Geld, im Lande einen besseren Umlauf des Handels verspreche. — Im Achten fand der nun gut eingegrasete, vom Volk bestätigte Regierungserbe es, selbst mit Einwilligung des Volks, gerathener, das bis dahin gebräuchliche Primogeniturrecht abzuschaffen; denn diesem müsse es doch einleuchten: daß der Erstgebohrne darum doch nicht zugleich der Weisestgebohrne sey. — Im neunten würde sich das Volk doch bey der Errichtung gewisser im Personal wechselnden Landescollegien besser, als bey der Ansetzung der Regierung mit alten bleibenden Räthen, die zuletzt gemeiniglich den Despoten spielen, und glücklicher finden; des vorgeschlagenen Erbpastors nicht zu gedenken: als wodurch sich die Obscuranten.

tenzunft der Geistlichen verewigen müßte. — Im zehnten, wie im eilften, hieß es, ist die Anekelung der Misheurathen eine Grille der alten Lehnsverfassung, zum Nachtheil der durch die Natur geadelten und es ist vielmehr ein Beweis der Aufkeimung edler Gefühle im Volk, wenn es sich — wie bey den Fortschritten in der Aufklärung unausbleiblich ist — Talent und gute Denkungsart über die Musterrolle des anerbenden Ranges wegsetzt; — — so wie im zwölften man zwar die Guthmüthigkeit der alten Tante, dem jungen unmündigen, zum künftigen Herzog muthmaslich bestimmten Kinde, ehe es noch versteht, was das sagen wolle, belächeln wird; es aber zum Staatsprincip zu machen, ungereimte Zumuthung seyn würde. Und so verwandlen sich des Volks Launen, wenn es beschließen darf, sich selbst einen erblichen Gouverneur zu geben, der doch selbst noch Unterthan bleibt, in Misgestaltungen, die ihrer Absicht (auf Glückseligkeit) so sehr entgegen sind, daß es heißen wird: Turpiter atrum desinit in piscem mulier formosa superne.

Man kann also jede aufs Glückseligkeitsprincip gegründete Verfassung, selbst wenn man a priori mit Sicherheit angeben könnte, das Volk werde sie jeder anderen vorziehen, ins Lächerliche parodiren; und indem man die Rückseite der Münze aufwirft von der Wahl des Volks, das sich einen Herrn geben will, dasselbe sagen, was jener Grieche vom Heurathen sagte: „was du auch immer thun magst — es wird dich gereuen.“

Herr

Herr Friedrich Nicolai also ist mit seiner Deutung und Vertheidigung in der vorgeblichen Angelegenheit eines Andern (nämlich Mösers) verunglückt. — Es wird aber schon besser gehen, wenn wir ihn mit seiner eigenen beschäftigt sehen werden.

Zweyter Brief.

An Herrn Friedrich Nicolai den Verleger.

Die Buchmacherey ist kein unbedeutender Erwerbszweig in einem der Kultur nach schon weit fortgeschrittenen gemeinen Wesen: wo die Leserey zum beynahe unentbehrlichen und allgemeinen Bedürfniß geworden ist. — Dieser Theil der Industrie in einem Lande aber gewinnt dadurch ungemein: wenn jene fabrikenmäßig getrieben wird; welches aber nicht anders als durch einen, den Geschmack des Publicums und die Geschicklichkeit jedes dabey anzustellenden Fabrikanten zu beurtheilen und

zu bezahlen vermögenden Verleger geschehen kann. — Dieser bedarf aber zu Belebung seiner Verlagshandlung eben nicht den inneren Gehalt und Werth der von ihm verlegten Waare in Betrachtung zu ziehen: wohl aber den Markt, worauf, und die Liebhaberey des Tages wozu, die allenfalls ephemerischen Producte der Buchdruckerpresse in lebhaften Umlauf gebracht und, wenn gleich nicht dauerhaften, doch geschwinden Abgang finden können.

Ein erfahrner Kenner der Buchmacherey wird, als Verleger, nicht erst darauf warten, daß ihm von schreibseligen, allezeit fertigen, Schriftstellern ihre eigene Waare zum Verkauf angeboten wird; er sinnt sich, als Director einer Fabrik, die Materie sowohl als die Façon aus, welche muthmaslich, es sey durch ihre Neuigkeit oder auch Scurrilität des Witzes, damit das lesende Publicum etwas zum Angaffen und zum Belachen bekomme, — welche, sage ich, die größte Nachfrage, oder allenfalls auch nur die schnelleste Abnahme haben wird; wo dann gar nicht darnach gefragt wird: wer, oder wie viel an einer dem Persifliren geweiheten, sonst vielleicht dazu wohl nicht geeigneten Schrift gearbeitet haben mögen, der Tadel einer solchen Schrift aber alsdann doch nicht auf seine (des Verlegers) Rechnung fällt, sondern den gedungenen Buchmacher treffen muß.

Der, welcher in Fabrikationen und Handel ein mit der Freyheit des Volks vereinbares öffentliches Gewerbe treibt, ist allemal ein guter Bürger; es mag verdrießen, wen es wolle. Denn der Eigennutz, der dem Policeygesetze nicht widerspricht, ist kein Verbrechen: und Herr Nicolai, als Verleger, gewinnt in dieser Qualität wenigstens sicherer, als in der eines Autors; weil das Verächtliche der Verzerrungen seines aufgestellten Sempronius Gundibert und Consorten als Harlekin, nicht den trifft, der die Bude aufschlägt, sondern der darauf die Rolle des Narren spielt.

* * *

Wie wird es nun aber mit der leidigen Frage über Theorie und Praxis, in Betreff der Autorschaft des Herrn Friedrich Nicolai: durch welche die gegenwärtige Censur eigentlich ist veranlasset worden, und die auch mit jener in enger Verbindung steht? — Der jetzt eben vorgestellte Fall der Verlagsklugheit im Gegensatz mit der Verlagsgründlichkeit (der Ueberlegenheit des Scheins über die Wahrheit) kann nach denselben Grundsätzen, wie der in der Möserschen Dichtung, abgeurtheilt werden; nur daß man statt des Worts Praxis, welches eine offene und ehrliche Behandlung einer Aufgabe bedeutet, das der Praktiker (mit langgezogener Pen-

Penultima) braucht und so alle Theorie in den Augen eines Geschäftsmannes kindisch und lächerlich zu machen sucht; welches dann nach dem Grundsatze: die Welt will betrogen seyn, — so werde sie dann betrogen! — auch seinen Zweck nicht verfehlen wird.

Was aber die völlige Unwissenheit und Unfähigkeit dieser spöttisch nachäffenden Philosophen, über Vernunfturtheile abzusprechen, klar beweiset, ist: daß sie gar nicht zu begreifen scheinen, was Erkenntniß a priori (von ihnen sinnreich, das Vonvornerkenntniß genannt), zum Unterschiede vom empirischen eigentlich sagen wolle. Die Critik der r. V. hat es ihnen zwar oft und deutlich genug gesagt: daß es Sätze sind, die mit dem Bewußtseyn ihrer inneren Nothwendigkeit und absoluten Allgemeinheit (apodictische) ausgesprochen, mithin nicht wiederum als von der Erfahrung abhängig anerkannt werden, die also an sich nicht so oder auch anders seyn können; weil sonst die Eintheilung der Urtheile nach jenem possierlichen Beyspiel ausfallen würde: Braun waren Pharaons Kühe; doch auch von andern Farben." Aber niemand ist blinder, als der nicht sehen will und dieses Nichtwollen hat hier ein Interesse, nämlich durch die Seltsamkeit des Spectakels, wo Dinge, aus der natürlichen Lage gerückt, auf dem Kopf stehend vorgestellt werden, viel Neugierige herbey zu ziehen, um durch eine Menge von Zuschauern (wenigstens

auf kurze Zeit) den Markt zu beleben und so im litterärischen Gewerbe die Handelsindustrie nicht einschlummern zu lassen; welches dann doch auch seinen, wenn gleich nicht eben beabsichtigten Nutzen hat, nämlich vom zuletzt anekelnden Possenspiel sich hernach desto ernstlicher zur gründlichen Bearbeitung der Wissenschaften anzuschicken.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kant, Immanuel,

I. Kants Sämmtliche kleine Schriften Nach der Zeitfolge geordnet

Bd.: Vierter Band

1798

Coburg, Landesbibliothek -- B II 7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916180-9